

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **164 (1996)**

Heft 42

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Einen neuen Stil des Lebens lernen: Gemeinde als Lernort

Leben ist Lernen. Unter diesem Motto findet vom 24. bis 31. Oktober 1996 das erste Schweizerische Lernfestival statt. Leben ist Lernen – diese Behauptung gibt Anlass, den «Lernort Pfarrgemeinde» einmal genauer in den Blick zu nehmen.

Landauf, landab finden in den Pfarrgemeinden zahlreiche Veranstaltungen statt, die den Namen «Erwachsenenbildung» verdienen: Glaubenskurse, Elternbildung im Rahmen der Sakramentenvorbereitung, Bibelgruppen, Mitarbeiterschulungen, Veranstaltungen zu religiösen und gesellschaftlichen Themen, Angebote im spirituellen Bereich... Die Liste möglicher Themen ist lang, und der Vielfalt scheint keine Grenzen gesetzt zu sein.

Allein die mangelnde Nachfrage, die oft kleiner ist als das Angebot, besonders im Bereich der gesellschaftspolitischen Themen, mag das pfarreiliche Engagement zu bremsen. Es gibt kaum eine Gemeinde, die sich nicht einmal im Bereich «Erwachsenenbildung» ausprobiert und nur wenig Echo bekommen hat. Dies enttäuscht um so mehr, weil eine grosse Anstrengung unternommen wurde, eine Anstrengung, die zu den übrigen Aufgaben der Pfarrei noch hinzukommt. Hier scheint mir der springende Punkt zu liegen: Erwachsenenbildung auf Gemeindeebene ist ein kaum erschwinglicher Luxus, der, wenn er sich überhaupt geleistet wird, in der Regel ein Randdasein als zweistündige Abendveranstaltung fristet.

Dabei könnte es anders sein! Wie wäre es, wenn Pfarrgemeinden begännen, erwachsenenbildnerisches Tun als Grundkategorie pastoralen Handelns zu verstehen? Wie wäre es, wenn die Pfarrei als Ganzes ein Ort würde, wo Menschen Leben und Glauben lernen könnten? Was würde geschehen, wenn die Menschen einer Gemeinde sich als Lerngemeinschaft verstünden?

Meine Phantasie malt folgendes Bild: Es kommt eine gewaltige Klimaveränderung in Gang, die mit den Worten Gegenseitigkeit, Ausgleich und Abschied vom Besserwissen beschrieben werden kann. Zusammen mit den Seelsorgerinnen und Seelsorgern lernen Pfarreirat und Kirchenpflegen, die Leitung einer Gemeinde als gemeinsame Aufgabe zu gestalten. In der Sakramentenpastoral lernen alle, Gottes Nähe zu buchstabieren und erfahrbar zu machen. Im Handlungsfeld Diakonie wird die Hilfe zur Selbsthilfe gelernt, die Hilfsbedürftigkeit (auch die eigene) wahrzunehmen und auszudrücken...

Es ist ja schon lange bekannt: Erwachsenenbildung besteht nicht darin, sich einen bestimmten Fundus christlicher Lehren anzueignen. Es

Einen neuen Stil des Lebens lernen: Gemeinde als Lernort Anlässlich des ersten Schweizerischen Lernfestivals ein pastoraler Impuls von Claudia Mennen **589**

Im Dienste der tansanischen Ortskirche 75 Jahre Schweizer Missionseinsatz in Tanganyika/Tansania; ein Rückblick von Walter Ludin **590**

Alles Gott zulieb! – Wie schwer ist das! 30. Sonntag im Jahreskreis: Mt 22,34–40 **592**

Bedrohte christliche Minderheit im Sudan Vom Pressegespräch mit Vertretern der sudanesischen Kirchen berichtet Rolf Weibel **593**

«Den Sonntag nicht verkaufen» Über die Jahrestagung der Delegierten der kantonalen und diözesanen Seelsorgeräte informiert Rolf Weibel **594**

Prospektive als Lernprozess Robert Schnyder von Wartensee **596**

Berichte **597**

Hinweise **598**

Amtlicher Teil **599**

Schweizer Kirchenschätze

Benediktinerinnenkloster Melchtal (OW): Benedikts Heimgang (Sr. Chantal Hug OSB)



kommt in der Erwachsenenbildung auch nicht nur darauf an, hier und da für eine spezifische Zielgruppe ein fest umrissenes Thema in einem zeitlich umrissenen Rahmen erwachsenenbildnerisch aufzubereiten.

Erwachsenenbildung zielt darauf ab, sich auf einen neuen Stil des Lebens einzulassen. Dieser Lebensstil, den es zu lernen gilt, soll alle Aufgaben, Gruppierungen und Ausdrucksformen des Pfarreialltags durchwirken. Dieser neue Lebensstil nimmt Mass am Evangelium. Es ist der Stil des sorgfältigen Umgangs miteinander und mit den Gaben der Schöpfung. Einfachheit und Gerechtigkeit gehören dazu (um nur einige Kriterien zu nennen). Bezogen auf ihn sind alle Anfängerinnen und Anfänger, Lernende eben: Grosse und Kleine, Alte und Junge, Haupt- und Ehrenamtliche gleichermassen.

Leben ist Lernen. Das stimmt, und es ist gleichzeitig zu wenig. Es sollte ein neuer Lebens- und Umgangsstil miteinander gelernt werden. Dies ist ein Weg, die Erwachsenenbildung aus dem pfarreilichen Abseits zu holen. Leben ist: gemeinsam einen neuen Lebensstil lernen. Die Pfarrgemeinde könnte ein solcher Lernort sein. *Claudia Mennen*

Die Theologin Claudia Mennen leitet die erwachsenenbildnerische Stelle «Liturgie und Gemeindeaufbau» im Kanton Aargau

Kirche in der Welt

Im Dienste der tansanischen Ortskirche

Die sechs Schweizer Kapuziner und die sechs Baldegger Schwestern, die vor 75 Jahren im Hafen von Dar es Salaam landeten, waren die Vorhut der schweizerischen Missionsbewegung. Bis anhin waren zwar schon vereinzelt Missionare aus der Schweiz ausgewandert. Doch 1921 übernahmen erstmals Schweizer Ordensleute die Verantwortung für ein bestimmtes Missionsgebiet. Schon ein Jahr später zogen Benediktiner von Uznach in «ihr» Missionsgebiet, und zwar ebenfalls nach Ostafrika. 1926 übernahm die Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee die Mission in der Mandschurei.

Den ersten Missionarinnen und Missionaren, die nach Tansania (damals Tanganyika) reisten, folgten zahlreiche Mitbürgerinnen und Mitbürger nach. 1968, als die katholische Kirche Tansanias das 100-Jahr-Jubiläum ihrer Missionierung feierte, hiess es im «ite»: «In keinem andern Land gibt es so viele Schweizer Missionare wie in Tansania, nämlich 273. In kein anderes Land, ausser Indien, hat das Fastenopfer der Schweizer Katholiken so viel Hilfe gespendet wie nach Tansania.»

Aus Anlass des 75-Jahr-Jubiläums der Baldegger Schwestern und der Schweizer Kapuziner beschränken wir uns in diesem Artikel auf die Tätigkeit dieser beiden Orden.¹ Sie spielte sich zuerst ausschliesslich in der Diözese Dar es Salaam ab, von der

später das Bistum Mahenge abgetrennt wurde. Ihre Geschichte lässt sich in drei Phasen aufteilen:

- Erstevangelisierung: Konzentration auf Taufe, Katechese, Schule und Gottesdienst;
- Errichtung der Hierarchie, Förderung des einheimischen Klerus;
- Aufbau des Ordenslebens.

■ Durch Schulen zu den Seelen

Jahrzehnte vor dem Konzept der Verkündigung des «integralen Heiles» (Papst Paul VI. in *Populorum Progressio*, 1968) wurde dieses in der Missionsarbeit Tag für Tag verwirklicht. Es entstanden Kindergärten (die Baldegger Schwestern arbeiteten in den letzten Jahrzehnten vor allem nach dem Montessori-System), Schulen, Werkstätten für die Ausbildung von Handwerkern, Kinderheime, Heime für Aussätzige, Krankenstationen und Spitäler. Besonders erwähnt sei ausserdem das Sozialzentrum Msimbazi in Dar es Salaam, das in Zusammenarbeit mit Schwestern des Seraphischen Liebeswerkes Solothurn (SLS) aufgebaut wurde. Es dient unter anderem der Berufsbildung von jungen Erwachsenen (z. B. Sekretärinnen- und Hauswirtschaftsschule).

Die Schulen bildeten schon früh neben der Kirche und dem Pfarrhaus das Herzstück jeder Missionsstation, nach dem

Motto: «Wo der Missionar noch keine Schule gründen konnte, da findet er nur schwer den Weg zu den Seelen.» Die Schulen auf der Missionsstation wurden vom Missionar persönlich geleitet, unterstützt von einem oder mehreren einheimischen Hilfslehrern. Auch die Baldegger Schwestern leiteten Schulen (in spätern Jahren z. B. die über 1000 Schüler zählende St.-Josephs-School neben der Kathedrale von Dar es Salaam). Auf den Auspostationen standen einheimische Lehrer oder Katecheten an der Spitze der Schulen, streng überwacht vom Missionar.

■ Spital Ifakara

Neben den Schulen war das Gesundheitswesen schon sehr früh ein wichtiger Pfeiler des missionarischen Engagements. Hier waren die Baldegger Schwestern Pionierinnen, allen voran die 1902 in Reinach (BL) geborene Schwester Arnolda Kury. An den Jubiläumsfeiern vom vergangenen Februar schlugen mehrere Afrikaner die Heiligsprechung der 1962 verstorbenen Ordensfrau vor.

Schwester Arnolda war in Ifakara Hebamme und Gründerin einer Station für die Pflege von Aussätzigen. Sie führte eine Apotheke, der sie bald ein kleines Krankenhaus anfügen musste. Ihr Verzeichnis einheimischer Heilpflanzen wurde auch von Fachleuten bewundert.

Das von Schwester Arnolda gegründete Spitalchen entwickelte sich im Laufe der Jahre zum St.-Francis-Hospital Ifakara, das auch schon mit Albert Schweitzers Lambarene verglichen wurde. Es wurde sogar von der Schweizerischen Ärztegesellschaft als Ausbildungsstätte für den FMH-Titel anerkannt. Wegen des herrschenden Mangels an Ärzten (1975 beispielsweise kamen auf die 12 Millionen zählende Landbevölkerung weniger als 300 Ärzte) errichtete das Spital Ifakara zusammen mit dem Schweizerischen Tropeninstitut eine Schule für Medical Assistants. Das «ite» veröffentlichte damals eine Statistik aus Malawi, die zeigte, welche erstaunlich hohe Kompetenz solche Hilfsärzte haben: «Wird die gleiche Patientengruppe gesondert von einem voll ausgebildeten Arzt und einem Medical Assistant vorgeführt, so erreicht der Arzt in 93 Prozent der Fälle eine richtige Diagnose, während der Medical Assistant es auf beachtliche 90 Prozent bringt.»

■ Ujamaa

Die von den Missionen geschaffenen Infrastrukturen wie Schulen und Kranken-

¹ Vgl. dazu: Walter Ludin, Wie man in Tansania «Heiden» bekehrte, in: SKZ 27-28/1996, S. 420-421.

stationen schufen das Fundament für die Unabhängigkeit des Landes von der englischen «Schutzmacht». Selbst ein hoher Muslim der sozialistischen Einheitspartei TANU gestand 1961: «Die Missionare brachten uns die Schulen und halfen uns so zur Freiheit. In den Missions Spitälern holten wir unsere Gesundheit. In den Missionswerkstätten lernten wir unser Handwerk.»

Die meisten Kapuzinermissionare begrüßten die politische Linie von Staatspräsident Julius Nyerere. In seinem afrikanischen Sozialismus «Ujamaa» sahen sie wichtige franziskanische Werte wie Brüderlichkeit und Solidarität verwirklicht. Oft verteidigten sie seine Politik in der Schweizer Presse (z. B. im «Vaterland»), welcher der Unterschied zwischen der afrikanischen Spielart des Sozialismus und dem sowjetischen Staatskapitalismus völlig fremd war.

Die offene Haltung gegenüber der tanzanischen Regierung war alles andere als selbstverständlich. Noch vor wenigen Monaten warfen die Mitglieder einer Missionsgesellschaft in einem geschichtlichen Rückblick Tansania vor, damals eine «areligiös ausgerichtete Parteipolitik» betrieben und die kirchlichen Schulen verstaatlicht zu haben. Zwar herrschte auch unter den Kapuzinern über die Verstaatlichung der meisten (nicht aller) kirchlichen Schulen nicht eitle Freude. Einer ihrer Schulfachleute schrieb aber, trotz der drohenden Qualitätseinbusse sei «die Übernahme der Mehrheit der Schulen durch den Staat zu begrüßen, da damit die eigentliche Aufgabe der Kirche deutlicher in Erscheinung tritt: die religiöse Formung und ethische Motivierung der Jugend.»

■ Afrikanisierung der Kirche

Wie zu erwarten war, hatte die staatliche Freiheit auch Auswirkungen auf die Kirche. Politisch unabhängig geworden, wollten die Tansanier auch kirchlich nicht mehr völlig von Ausländern abhängig sein. Der weisse Pfarrer war nicht länger Papst und Kaiser, der es sich leisten konnte, die Einheimischen wie Kinder zu behandeln.

In einer internen Notiz zum 75-Jahr-Jubiläum der Tansania-Mission bemerkt Gandolf Wild, als Schweizer in der Generalkurie des Ordens tätig: «In den 60er Jahren erkannten die Kapuziner, dass die Kirche in afrikanische Hände gegeben ist und die Missionare in Zukunft eine Dienstfunktion ausüben werden: nicht festhalten, sondern loslassen. Die Afrikaner sollen etablierte Pfarreien leiten, während die Missionare Gebiete wählen, wo noch Pionierarbeit und Erstevangelisierung gefragt sind.»

Im Provinzkapitel von 1975 verabschiedeten sich die Schweizer Kapuziner offiziell von der Vorstellung, «eigene» Missionsgebiete zu haben: «Wir sprechen nicht mehr von «unsern Missionen», sondern von unsern Missionaren. Wir arbeiten auf die Verselbständigung der Ortskirche hin. Wir bereiten positiv unsere Ablösung durch den einheimischen Klerus vor.» Die Missionare, so wünschte das Kapitel weiter, sollten sich als Gäste der Ortskirche fühlen.

Im Gebiet Tansanias, das der Orden 1921 als seine Mission übernahm, wurde bereits 1964 ein wichtiger Schritt zur Afrikanisierung der Kirche getan. Damals übernahm ein einheimischer Bischof die neu geschaffene Diözese Mahenge. Als dann fünf Jahre später der legendäre Schweizer Missionsbischof Edgar Maranta durch Kardinal Rugambwa als Erzbischof von Dar es Salaam abgelöst wurde, fühlten sich viele an den 9. Dezember 1961 erinnert, den Tag, als Tansania unabhängig wurde.

Der Bündner Kapuziner Edgar Maranta ist für die Kirche von Dar es Salaam ein Symbol des Aufbaues. Er war schon 1925, also nur vier Jahre nach Übernahme des Missionsgebietes, nach Tansania gereist. Erst 33 Jahre alt, wurde er 1930 Bischof. Er erwarb sich auch auf nationaler Ebene bleibende Verdienste, so durch die Gründung der tansanischen Bischofskonferenz. Von Natur aus vor allem Praktiker, lag ihm der materielle Ausbau der Mission besonders am Herzen. Unzählige Anekdoten berichten, wie Gäste den unter Motorhauben liegenden oder auf Kirchendächern herumkletternden Mann nicht als «Exzellenz» erkannten.

■ Afrikanische Kapuziner

Ein Tag vor dem 75-Jahr-Jubiläum wurde in Dar es Salaam die tansanische Provinz des Kapuzinerordens errichtet (nach jener von Eritrea die zweite Afrikas!). Dass es so weit kommen konnte, war alles andere als selbstverständlich. Der Erzbischof, obwohl selber Kapuziner, stand der Aufnahme junger Afrikaner in den Orden skeptisch gegenüber. Dazu ein Missionar: «Er betont, dass wir in der Mission in erster Linie Seelsorger sind. Wir müssen für die Leute da sein, wobei gewisse Formen des Ordenslebens eher ein Hindernis sind.» Manche Missionare meinten: «Ich bin in die Mission gegangen, um das Evangelium zu verkünden, und nicht, um den Orden zu verbreiten.» Einige durchaus franziskanisch gesinnte Missionare gaben sogar offen zu, sie seien nur deshalb Kapuziner geworden, um die Gelegenheit zu haben, in Afrika missionarisch zu wirken.

Hinzu kamen Bedenken, ob Afrikaner überhaupt für das Ordensleben geschaffen seien. Wie könnten sie freiwillig Armut geloben, da sie in der Armut aufwachsen und diese überwinden möchten? Wie stünde es mit dem Zölibat?

Trotz allen Fragen und Einwänden beschloss 1960 das Provinzkapitel, in Kasita das erste Kapuzinerkloster Tansanias zu gründen, um dort ein Noviziat zu errichten. Vorausschauend sagte der damalige Provinzial Seraphin Arnold: «Das Angesicht der Provinz wird sich dadurch verändern. Zu den weissen Kapuzinern werden sich in brüderlicher Weise schwarze gesellen, bis ihre Zahl so gross wird, dass sie mit der Zeit eine eigene Provinz werden können.»

Während andere Orden eine getrennte Entwicklung anstrebten, war es für die Kapuziner von Anfang an klar, dass nur ein brüderliches Miteinander von Schwarzen und Weissen in Frage kam. Dazu heisst es 1965 in ihrer Missionszeitschrift: «Grundlage eines Klosters ist das gemeinschaftliche Leben. Franziskus kannte nur «Brüder» an seiner Tafelrunde. So war es vom Orden her gegeben, uns mit unsern schwarzen Brüdern an den gleichen Tisch zu setzen, das gleiche Haus zu bewohnen, in ihrer Sprache mit ihnen zu beten, in ihrer Runde uns zu erholen. Vom Tage an, da das Noviziat eröffnet wurde, bildeten Schwarz und Weiss eine Familie.»

■ Schwestern und Brüder

Ein Rückblick auf 75 Jahre Arbeit in Tansania könnte leicht den falschen Eindruck wecken, das Wesentliche sei bloss von den Kapuziner-Priestern geleistet worden. Darum seien hier noch einige Worte zu einigen andern wichtigen Gruppen von Handelnden angefügt, zuerst zu den Baldegger Schwestern, obwohl ihre wertvolle Arbeit schon einige Male kurz angetönt wurde. 125 von ihnen standen in Tansania im Missionseinsatz (bei den Kapuzinern waren es 200). Sie leisteten im Gesundheits- und Schulwesen erstaunliche Aufbauarbeit. Ebenso waren und sind sie als Katechetinnen und Seelsorgerinnen tüchtige Arbeiterinnen im Weinberg des Herrn. Über ihre Rolle steht in einer «ite»-Nummer aus dem Jahre 1967 kurz und bündig: «Die Schwester in der Mission hat ihre ebenbürtige Aufgabe mit dem Priester- und Brudermissionar.»

Die Baldegger Schwestern verzichteten darauf, in Tansania afrikanischen Nachwuchs aufzunehmen. Schon 1942 gründeten sie aber die Kongregation der Mahenge- oder Itete-Schwestern. Seit 1982 ist in der Grossstadt Dar es Salaam die Gemeinschaft der Dada Wadogo, der Kleinen

Alles Gott zulieb! – Wie schwer ist das!

30. Sonntag im Jahreskreis: Mt 22,34–40

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in der heutigen christlichen Gesellschaft das zweite Gebot das erste eindeutig überrundet hat. Christlichkeit wird mit Mitmenschlichkeit, mit gut sein zu den Mitmenschen gleichgesetzt. «Unser Kind soll ein rechter Christ werden» bedeutet, wenn man nachfragt: Es soll lernen, gut zu sein, mitmenschlich zu sein. Was das heisst und wie man das macht, den Mitmenschen zu lieben, ist relativ leicht zu erklären. Aber Gott lieben scheint bedeutend schwerer.

Bezeichnend dafür ist, dass im Mund Jesu – bei Lukas (20,25–32) ist es ein Schriftgelehrter – dafür viel mehr und eindringlichere Worte gebraucht werden. Gott muss man lieben *mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit allen Gedanken und mit aller Kraft*. Der ganze Mensch, mit allen seinen grossartigen Fähigkeiten wird da aufgeboten. Eben: *alles* Gott zu Ehren, *alles* Gott zu lieb!

Wie das Aufgebot, so ist auch die Motivation dazu übergross. *Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat* (1 Joh 4,10). *Wir wollen ihn lieben, weil er uns zuerst geliebt hat* (1 Joh 4,19). Er hat uns mit Wohltaten überhäuft und überhäuft uns immer neu: materielle Gaben, Geistesgaben, Herzensgaben. Alles Liebe, Schöne, Zärtliche, Herzliche auf Erden und unter Menschen hat in ihm seinen Ursprung. Dazu das Unerhörte: *So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für uns hingab* (Joh 3,16). *Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?* (Röm 8,32).

Unsere Antwort darauf wäre eben die Liebe aus ganzem Herzen und mit allen Fähigkeiten. Das aber ist wahrhaftig nicht leicht. Was lieben heisst, wissen wir aus dem, was unter Menschen ist: verliebt sein in ein Du, es umarmen, lieblosen, küssen. Aber wie sieht das Lieben aus, wenn das geliebte Du nicht sichtbar, nicht greifbar, nicht spürbar, nicht erlebbar ist? Gemeint ist Gott als der zu Liebende. Es werden uns nun ein paar Wege empfohlen, auf denen wir Gott lieben können.

Da sind einmal *Worte*, die wir formulieren und aus dem Herzen heraus sagen sollen. Es sind ihrer viele: «Gott, du mein alles!» «Mein allerhöchstes Gut, ich will dich lieben, schönsten Licht, bis mir das Aug im Tode bricht. Ich will dich lieben mit dem Werke und immerwährender Begier.» An Worten muss es uns nicht fehlen. Wir können auch die Gebetszeiten verlängern, stundenlang bei solchen Worten verweilen, sie auskosten. Alles gut und recht. Aber zum einen sind solche Worte gar oft schwülstig und damit unwahr, zum andern sind wir nicht sicher, ob sie das Du Gottes erreichen und bei ihm ankommen. «Gott, lass mein Rufen zu dir kommen», müssen wir immer dazu sagen.

Ist der Weg über die *Taten der Nächstenliebe* leichter? Das scheint so. Wir werden immer wieder auf diesen Weg verwiesen: *Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollendet* (1 Joh 4,12). Der erste Johannesbrief wird nicht müde, uns diesen Weg als absolut notwendig einzuhämmern. Die Nächstenliebe wird uns vorgestellt als das Messinstrument für unsere Gottesliebe. Gott im Nächsten sehen und ihm Gutes tun um Gottes willen – zweifellos ein guter und gangbarer Weg. *Ich will euch einen alles überragenden Weg zeigen*, sagt Paulus, und er beginnt das «Hohelied der Liebe», 1 Kor 12,31; 13,1–14. Und doch dürfen wir die Frage stellen: Erreichen wir dabei Gott so sicher? Wirkt nicht sogar die Liebe zu Gott wie verfremdend, wenn wir den Mitmenschen «nur» um Gottes willen umarmen, wenn wir also mit dem Herzen eigentlich nicht beim Mitmenschen, sondern bei Gott sein wollen? Gewiss sagen wir dann, die beiden Angezielten schliessen einander nicht aus, sondern ein. Hoffentlich ist es so. Doch, o Wunder! Gott ist ein Mensch geworden in Jesus von Nazareth.

Wir können nun *in Jesus Gott lieben*. Ihn kann man als Kind lieblosen, als Freund umarmen und an seiner Brust ruhen, mit ihm leiden, ja sterben. Namen kommen uns in den Sinn: die Mutter Maria, die Sünderin, der Liebesjünger,

Thomas, Petrus. *Herr, du weisst, dass ich dich liebhab*e (Joh 21,17). Freilich, sie hatten es leicht. Aber uns ist er entschunden; er ist nicht mehr mit den Sinnen erlebbar. Wir sagen dann: Er ist da im Sakrament, in seinem Wort, in seiner Kirche, in der Gemeinschaft der Glaubenden. Ja, im Glauben ist er da; aber das Herz möchte das Erlebnis.

Bleibt noch *die Mystik*. Da fehlt dann eigentlich nichts mehr. Das Beispiel, das uns naheliegt: Bruder Klaus. «Und er – Gott – legte ihm – Bruder Klaus – seine beiden Arme auf seine Achseln und drückte ihn an sich und dankte ihm mit einer ganz inbrünstigen Liebe seines Herzens, dass er seinem Sohn also wohl zustatten gekommen sei und zu Hilfe in seiner Not.» Und Bruder Klaus «erschrak sehr und bekannte sich selber unwürdig und sprach: Ich weiss nicht, dass ich deinem Sohn je einen Dienst erwiesen habe» (Vision vom Saal). Kein Wunder, dass derselbe Bruder Klaus zu einem jungen Mann sagte, das Gebet könne einen so beglücken, «als ob man zum Tanze ginge»; Tanz, mystische Hochzeit! Aber eben, solches Erleben wurde einigen geschenkt, lange nicht einmal allen Heiligen. Wieviel weniger uns. Trotzdem. Auch wenn wir immer Anfänger sind und bleiben, wir können diese Wege gehen. Zwar ist der Weg nicht schon das Ziel. Aber das Ziel erhellt den Weg und macht ihn gangbar, dann und wann auch zum Erlebnis. Paulus meint, wir seien da eben noch Kinder, dächten und erlebten wie Kinder (vgl. 1 Kor 13,11). Einmal kommt das Erwachsenenalter, das Vollendete. Dann schauen wir Gott von Angesicht zu Angesicht. Das ist dann das Wesen des Himmels. Den können wir nun einmal nicht schon auf Erden haben.

Karl Schuler

Der als Seelsorger tätige promovierte Theologe Karl Schuler, der 1968–1983 Mitredaktor der SKZ und 1972–1982 Bischofsvikar war, schreibt für uns regelmässig einen homiletischen Impuls zu den jeweils kommenden Sonntags- und Festtageevangelien

Schwestern des heiligen Franziskus, im Entstehen.

Wie vorhin am Rande erwähnt, spielen in der Missionsgeschichte neben den

Schwestern die Laienbrüder eine oft unterschätzte Rolle. Mitbrüder aus der Schweiz, die als Besucher durch die Dösesen Dar es Salaam und Mahenge fah-

ren, hören mit wachsender Bewunderung wie viele Kirchen, Pfarreien und Schulen Brüder gebaut haben, die heute alt und gebrechlich in der Heimat leben.

Nicht nur als Baumeister und Architekten schufen sich die Laienbrüder unschätzbare Verdienste. Sie waren auch als Lehrer, besonders an Handwerkerschulen, im Einsatz. Vor allem in der ersten Zeit der Mission betätigten sich viele von ihnen ferner als das, was man heute als Barfussdoktoren bezeichnen würde und ebenso als «Zahnärzte».

Ein Bruder schrieb über sein Selbstverständnis: «Ich bin davon überzeugt, dass ich durch meine gebauten Schulen und Kirchen, durch meine vielen Dienste an den Missionaren und den einheimischen Menschen auch eine Sendung habe, die mit der eigentlichen Sendung Christi untrennbar verbunden ist.»

Mit den Brüdern und Schwestern haben Dutzende oder Hunderte von sogenannten «Laien Helfern» und «-helferinnen» eng zusammengearbeitet. Einige Zeit war Tansania für das heutige Inter-team ein Schwerpunktland. Manch ein «Fundi» (das Kisuahili-Wort lässt sich wohl mit «Handwerker» oder «Meister seines Faches» übersetzen) war in der Bevölkerung einer ganzen Region bekannt und beliebt.

Nicht vergessen seien die Schwestern, die 1966 vom Kapuzinerinnenkloster

St. Anna, Gerlisberg, Luzern, nach Maua im Gebiet des Kilimanjaro gereist sind, um ein afrikanisch inkulturiertes kontemplatives Ordensleben einzupflanzen. Aus den ursprünglich drei Schwestern wurde inzwischen eine Gemeinschaft, die drei Niederlassungen hat. Die jüngste davon ist sowohl durch ihre Katechetenschule wie durch ihren Wein bekannt.

■ «Wir müssen abnehmen»

Vor 75 Jahren war es eine kleine Schar von sechs Kapuzinern und sechs Schwestern, die auszogen, um ein Gebiet Tansanias zu evangelisieren. Heute sind dort eine blühende Ortskirche und ständig grösser werdende franziskanische Ordensgemeinschaften anzutreffen. Die Missionarinnen und Missionare sind zwar nicht überflüssig geworden. Sie können aber mit Blick auf die christlichen Gemeinden und Gemeinschaften, die sie initiiert haben, gleichzeitig mit Stolz und Demut sagen: «Wir müssen abnehmen. Sie aber dürfen wachsen.»

Walter Ludin

Der Kapuziner Walter Ludin ist im Orden – als Redaktor des «ite» – und freiberuflich journalistisch tätig

Allerheiligen

An Allerheiligen ist in allen drei Lesejahren das gleiche Evangelium vorgesehen, die Seligpreisungen bei Mt 5,1–12a. Wir verweisen deshalb auf die homiletischen Impulse der beiden letzten Jahre: Getröstet sein, Inbegriff für Himmel – auch auf Erden (SKZ 42/1995), und: Die Sanftmütigen wurden gewaltlos (SKZ 42/1994).

sich als NGOs (Nicht-Regierungs-Organisationen) registrieren lassen. Dagegen haben sie sich gewehrt, weil sie analog der muslimischen Gemeinschaft behandelt und respektiert werden wollen. Was der Staat unternehme, unternehme er im Hinblick auf einen islamischen Staat. Damit würden die Christen und Christinnen aus der nationalen Entwicklung hinausgedrängt. So benutze der Staat die Erziehung und Bildung wie andere staatliche Dienste als Mittel, um Christen und Christinnen zum Übertritt zum Islam zu bewegen. Wer eine Beamtenlaufbahn einschlagen wolle, müsse Muslim werden. Alle Mitglieder der Sicherheitskräfte würden als Glaubenskämpfer verstanden, so dass für Christen in ihnen kein Platz ist. Im Rahmen des islamischen ökonomischen Programms erhalten nur Muslime Investitionskredite. Deshalb forderte Weihbischof Daniel Adwok nachdrücklich das Selbstbestimmungsrecht der Christen und Christinnen.

■ Eine Geschichte der Sklaverei

Der Norden habe den Süden einst versklavt und bis heute nicht als gleichwertig anerkannt, hielt Bischof Paride Taban fest, vielmehr verhalte er sich nach wie vor wie ein Sklavenhändler. Die heutigen Auseinandersetzungen seien ein Genozid am Süden, dem Einhalt zu gebieten sei. Die Regierung setze jedes erdenkliche Mittel ein, lasse als Spielzeuge verkleidete Explosivwaffen abwerfen, behindere jede von aussen kommende Hilfe für die Zivilbevölkerung und sei sogar für die Flüchtlingslager in Uganda eine Gefahr. Unterstützt werde die Regierung von arabischer und muslimischer Seite. Dabei instrumentalisieren sie den Islam, um Macht zu gewinnen. Andererseits sei für die Nicht-Muslime der Übertritt zum Islam vielfach zu einer Überlebensfrage geworden.

Auf die kriegerischen Auseinandersetzungen bzw. die Gegengewalt des Südens angesprochen, erklärte Bischof Taban, er sei grundsätzlich gegen Gewalt; Weihbi-

Bedrohte christliche Minderheit im Sudan

Der Sudan leidet unter dem längsten Bürgerkrieg unseres Jahrhunderts: der bewaffnete Konflikt zwischen dem nordafrikanischen Norden und dem schwarzafrikanischen Süden dauert, nach einem Unterbruch zwischen 1972 und 1983, bereits dreissig Jahre; von der Weltöffentlichkeit weitgehend vergessen, droht er zu einem gefährlichen regionalen Konflikt zu werden. Dem Konsortium kirchlicher Hilfswerke, der Church Ecumenical Action in Sudan (CEAS) – vormals Sudan Emergency Operations Consortium (SEOC) –, dem der Lutherische Weltbund, der Ökumenische Rat der Kirchen und Caritas Internationalis angehören und das noch in der Lage ist, Überlebensmassnahmen durchzuführen, mangelt es an finanziellen Mitteln. Aber nicht deswegen unternehmen zwei Bischöfe der römisch-katholischen Kirche im Sudan zurzeit eine Reise durch verschiedene europäische Länder. Vielmehr suchen sie in der Welt Freundschaft, wie Mgr. Paride Taban, Bischof von Torit und Sprecher des Sudanesischen Kirchenrates, der die Programme des Konsortiums koordiniert, in Luzern erklärte. Auf Einladung der Caritas Schweiz schilderten er und sein Mitbruder Daniel

Adwok, Weihbischof von Khartoum, die schlimme Lage der Christen und Christinnen im Sudan.

■ Machtkampf im Zeichen des Islam

Beim Bürgerkrieg im Sudan handelt es sich einerseits um eine bewaffnete Auseinandersetzung des Nordens mit dem Süden und andererseits um einen Machtkampf der Staatsführung um die Islamisierung des ganzen Staates. Dabei steht der Norden bzw. die Mehrheit keinem einheitlichen Süden gegenüber, sondern einem von Stammesfehden gezeichneten schwarzafrikanischen Süden und einer politisch zerstrittenen Opposition.

Weihbischof Adwok beklagte vor allem die fehlende Religionsfreiheit: Missionare und Missionarinnen erhalten keine Aufenthaltsgenehmigungen mehr, im Norden ist der christliche Religionsunterricht aus den Schulen verbannt, die Kirchen haben keinen Zugang zu den Massenmedien mehr und dürfen kein Land besitzen.

In dieser Situation setzte Papst Johannes Paul II. auf den christlich-muslimischen Dialog. Drei Wochen nach der ersten Dialogrunde von 1994 verfügte die Regierung jedoch, die Kirchen müssten

schof Adwok fügte aber die Frage an, was den Leuten denn übrig bleibe, als sich zu wehren, sich in diesem Religionskrieg zu verteidigen.

Weil auf so schwerwiegende Weise Menschenrechte verletzt werden, sei der Bürgerkrieg im Sudan eine internationale Angelegenheit, betonte Bischof Taban.

Weil die Leidtragenden auch dieses Bürgerkrieges die wehrlose Zivilbevölkerung ist, hielt Jürg Krummenacher als Direktor der Caritas Schweiz mit grosser Entschiedenheit fest: Menschen, «die in Gefahr sind zu verhungern, zu verdursten oder zu erfrieren, haben ein Recht darauf, dass ihnen geholfen wird». Das Engage-

ment der ausländischen Hilfswerke ist dabei «auch eine moralische Unterstützung der örtlichen Partnerorganisationen. In ihrem oftmals aussichtslosen und gefährlichen Eintreten für Humanität sind sie auf einen solchen Rückhalt unbedingt angewiesen.» So hat Caritas Schweiz während der letzten fünf Jahre Nothilfeprogramme im Umfang von 5,8 Mio. Franken realisiert. Im laufenden und im nächsten Jahr sind Projektausgaben in der Höhe von je 0,6 Mio. Franken geplant; damit werden im Rahmen von SEOC/CEAS 6000 Familien interner Vertriebener unterstützt – ein Drittel der südsudanesischen Bevölkerung sind Flüchtlinge. *Rolf Weibel*

Thema «Wenn Politik die Kirchen berührt...» zur Diskussion gestellt. Für den Herbst 1997 ist ein kantonaler Begegnungstag zum Themenkreis «Zukunft und Hoffnung» geplant. Eine stetige Arbeit des Seelsorgerates geschieht in den drei Gruppen Diakonie, Verkündigung und Liturgie; je ein Mitglied dieser Gruppen ist zudem im Leitungsgremium vertreten, das vier- bis fünfmal jährlich zusammenkommt. Vollversammlungen des Seelsorgerates gibt es jährlich vier.

Der Seelsorgerat des Kantons *Thurgau* traf sich in der Berichtsperiode mit jenem des Bistums St. Gallen, eine Erfahrung, die als Bereicherung bezeichnet wurde. Neben thematischen Tagungen führte der thurgauische Rat aus aktuellem Anlass die Tagung «Karitative Diakonie» durch; damit wurde zur Meinungs- und Willensbildung der kantonalen Synode beigetragen, die eine Verordnung der Landeskirche zur Diakonie in den Kirchgemeinden zu erlassen hatte. Zurzeit beschäftigt sich der Rat mit seinem Selbstverständnis bzw. mit seinen Möglichkeiten und den in ihn gesetzten Erwartungen. Verglichen mit der Bedeutung eines Pfarreirates in einer pfarrerlosen Zeit scheint die Bedeutung der Räte auf kantonaler und diözesaner Ebene gering zu sein.

■ Ein neuer diözesaner Rat?

Aus dem Bistum *Lausanne, Genf und Freiburg*, das bislang keinen diözesanen Seelsorgerat eingerichtet hat, war von einer neuen Entwicklung zu berichten. Diözesanbischof Amédée Grab hat eine Arbeitsgruppe einberufen, die die diözesane Koordination studieren soll. Ausgehend von der guten Erfahrung der Synode 72 («la grâce du Synode») sollen heutige Aufbrüche, die Verbindung von Kanton und Bistum sowie eine angemessene Struktur in die Betrachtung einbezogen werden.

Der Seelsorgerat des Kantons *Genf* – er heisst nun nicht mehr «conseil exécutif du canton de Genève», sondern «conseil pastoral cantonal» – trägt zahlreiche Projekte und Einrichtungen gemeinsam mit anderen Kirchen, von der Seelsorge in Mittel- und Berufsschulen bis zum Lokalradio «Radio Cité». Als Gremium entwickelte der Rat seine Struktur in einer pastoralen Perspektive weiter.

Im Kanton *Waadt* ist der Seelsorgerat dabei, die pastoralen Optionen des kantonalen Bischofsvikariats («Options Pastorales préférentielles») ins Werk zu setzen. Strukturell galt die Aufmerksamkeit zum einen den Beziehungen zwischen den Pfarreien und den Sprachmissionen und zum andern der Verbindung zwischen den pastoralen und den administrativen Struk-

Kirche in der Schweiz

«Den Sonntag nicht verkaufen»

Die 12. Tagung der Interdiözesanen Koordination vom 4./5. Oktober 1996 in Delémont beschäftigte sich mit der Sonntagsarbeit, wie sie namentlich das Arbeitsgesetz, das am 1. Dezember zur Abstimmung kommen wird, ermöglichen würde. Damit führte die Delegiertenversammlung der diözesanen und kantonalen Seelsorgeräte die Thematik der letztjährigen Tagung, die dem Sinn des Sonntags nachspürte, weiter. Ging es letztes Jahr unter dem Titel «Der Sabbat ist um des Menschen willen da. Nahaufnahmen unserer eigenen Sonntagskultur» (SKZ 43/1995) um die persönliche Sonntagskultur, kam dieses Jahr unter dem Titel «Der Sonntag: ein Mythos oder eine gesellschaftliche Herausforderung. Welche sozialen Normen und Orientierungen brauchen wir?» ihre gesellschaftliche Dimension zur Sprache.

Vorgängig informierten sich die Delegierten gegenseitig über durchgeführte und geplante Aktivitäten und Projekte. Die Interdiözesane Koordination erwies sich damit erneut als ein Ort von Kirche («un lieu d'Eglise»), an dem die Reichtümer und die Leiden ausgetauscht werden konnten, wie Daniel Brun als Tagungspräsident in seinem Schlusswort dann auch festhalten konnte.

■ Ein Reigen von Themen

Der Seelsorgerat des *Jura* war für ein Jahr sistiert, damit er sich eine neue Struktur geben konnte. Er wurde verkleinert und wird für die Amtszeit 1997–2000 aus 13 oder 14 gewählten oder ernannten Delegierten der pastoralen Dienste sowie 8 von den Bewegungen und Vereinigungen

gewählten Delegierten bestehen und sich zwei- bis dreimal jährlich versammeln. Dazu kommt die jährliche vom Bischofsvikar einberufene Versammlung des «Symposium de Jura», das aus dem Seelsorgerat und 50 Delegierten der 58 Bewegungen und Vereinigungen besteht. Mit einem besonderen und frohen Engagement stellte Bischofsvikar Claude Schaller die «Amitié Zahlé-Liban-Jura-Suisse» vor. In diesem Rahmen unterstützt die Pastoralregion Jura/Biel Projekte des maronitischen Bistums Zahlé; so führte es diesen Sommer mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein Arbeitslager durch.

Der Seelsorgerat des Kantons *Solothurn* befasst sich seit der letzten Tagung mit zwei Schwerpunkten: Zum einen mit der Beerdigungspraxis bei aus der Kirche Ausgetretenen; treu Gebliebene nehmen Anstoss, wenn Ausgetretene ohne weiteres wie Kirchenglieder beerdigt werden. Zum andern führt der Seelsorgerat mit der Caritas des Kantons Solothurn Kurse durch, die dazu beitragen möchten, die Diakonie in den Gemeinden zu fördern. Einige Schwierigkeiten hat der solothurnische Seelsorgerat mit dem Rechtskatholizismus, namentlich mit der Vereinigung Pro Ecclesia.

Aus dem Seelsorgerat des Kantons *Basel-Stadt* wurde nicht berichtet.

Der Seelsorgerat des Kantons *Luzern* führte wiederum eine Herbsttagung und in den sieben Dekanaten Pfarreientreffen durch. Die Herbsttagung 1995 fragte nach dem «Umgang mit Polarisierungen in Gesellschaft und Kirche», an den Zusammenkünften in den Dekanaten wurde das

turen. Inhaltlich befasste sich der Rat mit dem Fragenkreis von Arbeit, Erwerbslosigkeit und sozialem Ausschluss.

Der Seelsorgerat des Kantons *Neuenburg* beschäftigte sich seit März 1995 in drei Sitzungen namentlich mit drei Fragekreisen: dem Graben zwischen der Kirche und dem Alltag, der Bildung von kleinen Gruppen sowie der Glaubensweitergabe, wozu er sich vom gleichnamigen Arbeitspapier der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz anregen liess.

Aus dem Kanton *Freiburg*, das heisst aus dem Seelsorgerat der deutschsprachigen Katholiken des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg sowie aus dem Seelsorgerat des französischsprachigen Teils des Kantons Freiburg wurde nicht berichtet.

■ Anstelle eines Rates eine Pastorkonferenz?

In Ermangelung eines Seelsorgerates des Bistum *Chur* erstattete der Ausschuss der gewählten Delegierten des Seelsorgerates Bericht. Im Hinblick auf die nächste Europäische Ökumenische Versammlung lädt der Ausschuss auf den 17. Januar 1997 zu einer Tagung zum Thema «Versöhnung» ein. Im Bistum *Chur* ist die Situation nach wie vor unversöhnt. Die Berichtserstatterin äusserte namentlich in bezug auf das Seminar *St. Luzi* bzw. den dort erzogenen Priesternachwuchs sorgenvollste Bedenken. Was die vom diözesanen Priesterat beschlossene Einrichtung einer Pastorkonferenz (SKZ 38/1996) ergeben werde, bleibe abzuwarten. Der Ausschuss werde jedenfalls «dran bleiben, solange es nötig ist». An der Basis geschehe viel Gutes, und die Kirche sei viel mehr als *Chur*. Wie der Tagesheilige Franz von Assisi werde auch der Ausschuss «ganz dran und ganz drin» bleiben.

Mit Vitus Huonder kann die Arbeitsstelle des Seelsorgerates des Kantons *Graubünden* den Pfarreiräten beste Weiterbildungsangebote zur Verfügung stellen. Überdies führte der Seelsorgerat in vier Dekanaten regionale Treffen für Pfarreiräte durch.

Der Seelsorgerat des Kantons *Obwalden* befindet sich mit seiner neuen Struktur in einer Aufbauphase. Er ist Ansprechpartner mehr der zehn Pfarreien als des Dekanates; er befasst sich mit dem Pastorkonzept und der Pastoralplanung und dieses Jahr namentlich mit dem Schwerpunktthema «Sonntag».

Mit dem von Karl Schuler erarbeiteten Pastorkonzept für die Urschweiz (SKZ 37/1995) befasste sich der Seelsorgerat des Kantons *Uri*. So plant er eine Tagung, zu der die Vorstände der Urschweizer Seelsorgeräte eingeladen werden sollen. Vom

kantonalen Frauenbund übernahm er den Bereich «Voreucharistische Gottesdienste». Zudem ist er mit der Bildung von Pfarreiräten befasst.

Seit 25 Jahren schon besteht der Seelsorgerat des Kantons *Schwyz*, was für ihn Anlass ist, über die Aufgabe seines Ausschusses nachzudenken, um nicht in die Routine zu geraten. Der Schwyzer Seelsorgerat trägt nämlich mehrere Projekte, an denen er auch weiterarbeitet, wie die Goldauer Elternbriefe. Verschiedene seiner regelmässigen Kurse führt er zusammen mit anderen Organisationen – Seelsorgerat *Uri*, Frauenbund, IKB – durch.

Schon 30 Jahre gibt es den Seelsorgerat des Kantons *Zürich*. Nachdem er im Juni dieses Jahres neu konstituiert worden ist, braucht es für seine Mitglieder zunächst eine entsprechende Einführung. Geplant ist ein Wochenende für die Pfarreiräte im Kanton *Zürich*; ein Thema, mit dem er sich neu befasst, ist die Ehrenamtlichkeit.

Über den Seelsorgerat des Bistums *Lugano* wurde nicht berichtet.

■ Ein anderes Modell

Ein anderes Modell als alle anderen Schweizer Bistümer realisiert das Bistum *Sitten*. Sein diözesaner Seelsorgerat ist zum einen nach den Sprachbereichen regionalisiert und zum andern nach Sachbereichen gruppiert. Die Sachbearbeitung erfolgt in je 15 Kommissionen, in denen auch nichttheologische Fachleute der entsprechenden kirchlichen Arbeitsbereiche mitwirken, so etwa hochkarätige Fachleute des Tourismus in der Kommission für Tourismusseelsorge; mit diesem Modell gelang es dem Bistum, Fachleute verschiedener Bereiche zu mobilisieren. Die Verbindung zwischen dem Seelsorgerat und dem Bischof wird durch einen Ausschuss, das Büro, gewährleistet. Jede Kommission trifft sich einmal jährlich mit dem Büro und dem Bischof. Geplant ist eine jährliche Plenarsitzung des Seelsorgerates, die als ein Fest gestaltet werden soll.

Der Seelsorgerat des Bistums *St. Gallen* hat sich im September dieses Jahres neu konstituiert (SKZ 38/1996) und dabei als Themen festgehalten, die er in der nächsten Zeit behandeln will: die nächste Europäische Ökumenische Versammlung und das Bistums-Jubiläum 1997. Die bisherige Arbeit am Thema «Glaubensvertiefung für Eltern» wurde inzwischen von einer Arbeitsgruppe zu einem Ordner zusammengestellt, der Interessierten zur Verfügung steht.

Im Bistum *Basel* wurde die Amtsperiode des Seelsorgerates von den neuen Diözesanbischöfen Hansjörg Vogel und Kurt Koch jeweils um ein Jahr verlängert, so dass der Rat noch gut ein Jahr in seiner

bisherigen Zusammensetzung arbeiten kann. An der ersten Sitzung mit Bischof Kurt Koch wurden ihm Fragen zu fünf Themenbereichen gestellt: Trennendes (Jugendliche und Frauen, die ihre eigene Form von Kirche suchen), Personalfragen (Einsatzorte der Priester, Ausbildung der Katecheten und Katechetinnen), Basis (Nutzen von Unterschriftenaktionen), Wirtschaft (Möglichkeiten, sich einzumischen), multi-religiöse Gesellschaft (im Zusammenhang des Religionsunterrichtes). Aus dieser Palette von Fragen wird der Seelsorgerat vermutlich seine künftigen Themen auswählen. Dabei hält er «eine gute Vernetzung zwischen Gläubigen, Seelsorgern und Bistumsleitung» für unerlässlich.

■ Das Wohl: «le bien» oder «le bonheur»?

Das Tagungsthema wurde am Samstag mit drei Referaten und einer Gruppenarbeit angegangen. Zu sozialpolitischen Aspekten der Thematik äusserte sich Professor Pierre Weiss von der Abteilung Soziologie der Universität Genf. Dabei entwickelte er die Idee des menschlichen Wohls («le bonheur», nicht «le bien») als Grundlage sozialer Steuerung und erklärte: «Sagt niemals: «Jamais le dimanche!»»

In einem ersten Teil zeigte der Referent auf, wie verbreitet in der Schweiz und in Ländern der Europäischen Gemeinschaft die atypische Arbeit ist (Samstag/Sonntag, Nacht/Schicht); so leisten in der Europäischen Gemeinschaft 21% der Beschäftigten Sonntagsarbeit, und in der Schweiz arbeitet nur ein Drittel aller Beschäftigten und also eine Minorität normal bzw. typisch. Folgerichtig hätten in Grossbritannien die Gegner einer Ausweitung der Sonntagsarbeit gefordert: «Keep Sunday special».

In einem zweiten Teil fasste er die Argumente der Gegner des zur Abstimmung gelangenden schweizerischen Arbeitsgesetzes zusammen, wobei er vor allem auf die Argumentationsfigur «Werte» einging. Er selber betonte den möglichen ökonomischen Wert der Sonntagsarbeit mit der suggestiven Frage: «Ist die Würde des Menschen mehr verletzt, wenn er am Sonntag arbeitet oder wenn er die Arbeit verliert?» Als berechtigt wurde indes seine Rückfrage an die Widersprüchlichkeit empfunden, dass Schweizer, Schweizerinnen einerseits die Sonntagsarbeit ablehnen und andererseits sonntags ins benachbarte Ausland einkaufen gehen.

Deshalb gelte es, so der weitere Gedankengang des Referenten, das Wohl («le bonheur», nicht «le bien») der Bürger und die dazu führenden Mittel zu erkennen und in eine Rangordnung zu bringen.

Der Gesetzgebung sei dabei aufgetragen, das Wohl zu optimieren. Die Schwelle hierbei sei die Akzeptanz, nicht die Wünschbarkeit. Zudem sei die Wahlfreiheit – des Arbeitnehmers, des Konsumenten – zu schützen. Es sei doch ein Widerspruch, dass am Sonntag in der Schweiz seichte Literatur, nicht aber eine Bibel gekauft werden könne. Der Gesetzgeber habe deshalb der Vielfalt der menschlichen Interessen und der Vielfalt der menschlichen Werte Rechnung zu tragen.

Die Frage nach dem Menschenbild, nach der Natur des Menschen, bezeichnete der Referent ausdrücklich als eine zentrale Frage. Hinter seinen Ausführungen war immer wieder das Menschenbild des «homo oeconomicus» wahrzunehmen, ohne dass dies thematisiert wurde; auch in der Diskussion eingeräumt, aber knapp bemessenen Zeit konnte dies nicht wirklich nachgeholt werden, auch wenn kritische Rückfragen gestellt wurden.

Einen ganz anderen Zugang wählte im anschliessenden Referat der Ethnologe Christophe Gros vom Genfer Musée d'Ethnographie. Seinen Ausführungen gab er den Titel: «Sonntage in der Gruppe und sehr private Sonntage – wenn die fragmentierte Zeit wieder ein Zyklus wird». Zunächst rief er die Entwicklung der Sonntagsbräuche des Volkes in Erinnerung, wobei er bis in die Zwischenkriegszeit zurückging. Dann arbeitete er Kontinuitäten, Brüche und Bestände heraus, um die auf dem Spiel stehenden Werte sowie die Gefahren für die sozialen Bande und das Familienleben aufzeigen zu können. Denn die Volksbräuche seien immer den Einschränkungen der moralischen Autoritäten ausgesetzt und gleichzeitig kämpften sie gegen die Macht gewisser Berufsgruppen, die die wöchentliche Ruhezeit und die Feiertage aus Eigennutz beschränken wollten – und Einschränkungen auch erreichten. Früher hätten die Volksbräuche den Autoritäten Widerstand geleistet – zu denken sei an unwirksame Tanzverbote –, während sich heute der Widerstand gegen wirtschaftliche Strömungen richte.

Als wissenschaftlicher Beobachter, Bürger und Familienvater ist Christophe Gros ein entschiedener Verteidiger des «popularen» Sonntags, «popular» in einem doppelten Sinn: als Sonntag der Freiheiten und der Freigebigkeiten, um in einem normalen Rhythmus alles angehen zu können, was die Woche vereitelt, verbietet oder oberflächlich macht, und ein Sonntag der Exzesse, der Intensitäten, der dynamischen Widersprüche, der gefundenen Antworten. So ermögliche der Sonntag die Einfügung in eine auf die Zyklen der Person zentrierte Kosmologie und sei deshalb

unersetzlich, so dass er auch nicht kompensiert werden könne.

Im letzten Referat erläuterte die beim Christlichnationalen Gewerkschaftsbund tätige Juristin Anne Walder sozialrechtliche Aspekte. Grundsätzlich verlangte sie von der wirtschaftlichen Entwicklung, dass sie der menschlichen Entfaltung diene; dementsprechend bezwecke das Arbeitsrecht den Schutz der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. So war schon für das erste eidgenössische Fabrikgesetz von 1877 – bis dahin gab es nur kantonale Regelungen – die Sonntagsarbeit eine Ausnahme. Und auch das heutige Arbeitsgesetz, das Bundesgesetz über die Arbeit in Industrie, Handel und Gewerbe von 1964, untersagt die Sonntagsarbeit grundsätzlich; Ausnahmen sind zu begründen und bedürfen einer offiziellen Genehmigung. Mit der Revision soll – nebst anderen Deregulierungen – diese Genehmigungspflicht für Verkaufsläden an sechs Sonntagen erstmals wegfallen. Dazu kommt, dass die Kompensationen nicht mehr vom Gesetz vorgeschrieben werden, sondern in Gesamtarbeitsverträgen ausgehandelt werden sollen.

Anne Walder befürchtet einen Domino-Effekt dieser neuen gesetzlichen Regelung. Damit werde eine Bresche für andere Wirtschaftszweige geschlagen. Dazu komme, dass davon die Schwächeren, in erster Linie die Frauen betroffen seien; 40% der heute schon Nacht- und Sonntagsarbeit Leistenden haben keine abgeschlossene Lehre. Mit der Ausweitung der Ladenöffnungszeiten solle der Konsum gefördert werden; das käme zum einen vor allem den grossen Läden zugute und würde zum andern nur bei steigender Kaufkraft eintreten, sonst jedoch nur zu einer Verschiebung führen. So sollte jetzt eine Grenze gezogen werden.

In drei Gruppen wurden die Anregungen der drei Referate aufgenommen, diskutiert und dabei auch eine klare Meinung gebildet. Für die französischsprachige Gruppe leiden schon zu viele Menschen unter wirtschaftlichen Zwängen. Eine Ausweitung der typischen Arbeitszeit würde den Lebensrhythmus noch mehr stören; die Arbeitsgesetzgebung müsse den sozialen Werten Rechnung tragen. Die eine

deutschsprachige Gruppe betonte die zu schützende Freiheit des arbeitenden Menschen. Diese einzuschränken dürfe weder dem Markt noch den Gesamtarbeitsverträgen überlassen werden; das Gesetz habe die Schwächeren zu schützen. Die andere deutschsprachige Gruppe verlangte eine Debatte der Wahlfreiheit. Eine Eingrenzung der typischen Arbeitszeit unterstütze die Möglichkeit der «convivialité», des Miteinander-Lebens. Deshalb schlug sie eine gemeinsame Entschliessung der Interdiözesanen Koordination vor. Gegen eine an die Öffentlichkeit gerichtete Entschliessung äusserte der Sekretär der Schweizer Bischofskonferenz, P. Roland-Bernhard Trauffer OP, formale Bedenken, wie sie vor einem Jahr schon Bischof Ivo Fürer angemeldet hatte. Er empfahl, mit einer Entschliessung zuhanden der Bischofskonferenz deren diesbezüglichen Bemühungen zu unterstützen. Zudem dürfe nicht vergessen gehen, dass am gleichen 1. Dezember auch die menschenrechtlich bedenkliche Asyl-Initiative zur Abstimmung kommt und dass auch diese ein entsprechendes Engagement brauche. Im Auftrag der Interdiözesanen Koordination wurde in der Folge unter dem Titel «Den Sonntag nicht verkaufen» als Pressemitteilung verbreitet: «23 Delegierte kantonaler und diözesaner Seelsorgeräte der Schweiz beschäftigten sich am Samstag in Delsberg mit dem neuen Arbeitsgesetz, welches das Verbot der Sonntagsarbeit lockert. Die Vorlage, die am 1. Dezember zur Volksabstimmung kommt, gefährdet ihrer Meinung nach den Sonntag als gemeinsamen Ruhetag. Damit würden Begegnungen im Rahmen der Familie und im Freundeskreis erschwert. Die Vertreterinnen und Vertreter katholischer Laien und Priester rufen dazu auf, den Sonntag nicht zugunsten vordergründiger wirtschaftlicher Interessen zu verkaufen. Dazu meinte eine der drei Gesprächsgruppen des Treffens: «Eine Woche ohne Sonntag ist wie ein Tag ohne Brot.» Die Delegierten der Seelsorgeräte zeigten sich weiter davon überzeugt, dass gesetzliche Regelungen der Arbeitszeit notwendig sind. Denn der Markt allein könne das Wohl der Menschen und vor allem auch der Schwächeren nicht garantieren.» Rolf Weibel

Die Glosse

Prospektive als Lernprozess

Frustgefühle schwebten im Raum anlässlich der Jubiläumstagung der Pastoralplanungskommission (PPK), und das trotz

einer ausführlichen Schrift des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts, in welcher ergriffene Initiativen, durchge-

führte Untersuchungen und erfolgte Beratungen dreissigjähriger Arbeit aufgelistet sind. Doch schien es, dass Erkenntnisse, vor allem in wesentlichen Belangen, zu spärlich umgesetzt worden sind. Hier lag der Schatten über der Tagung. Auch wer nicht in Bern dabei war, konnte dies im Bericht SKZ Nr. 39 vom 26. September 1996 nachvollziehen: «... zu dessen Verwirklichung ist es nicht mehr gekommen»; «dieses Projekt wurde aufgegeben...»; «der von der Synode 72 vorgeschlagene gesamtschweizerische Pastoralrat kam nicht zustande und die Pastoralforen von 1978 und 1981 blieben folgenlos»; «... die Verwirklichung der vorgeschlagenen <Tagung der Schweizer Katholiken> ist fraglich»; «Pastorale Planung in Zeiten des Umbruchs und Wandels in Kirche und Gesellschaft erwies sich für die PPK als schwieriges und oft mühsames Geschäft»; «Praktische Zwänge, ekklesiologische Meinungsverschiedenheiten, Verständigungsschwierigkeiten, Dialogverweigerung, Ängste und Unsicherheiten liessen manche Initiativen und Vorhaben scheitern.» Solche und andere Hinweise stimmen bedenklich und dürfen nicht einfach hingenommen werden: *Warum so viel Enttäuschung?*

Die Gefahr ist gross, nach Sündenböcken zu suchen, den Finger auf Personen und Institutionen zu richten, oder ganz einfach mit der Unbill der Zeit zu argumentieren. Konstruktiver ist es, sich entschiedener auf den Begriff «prospektiv» zu besinnen, der im Lauf der Tagung immer wieder erwähnt wurde, und ihn nicht gleichzustellen mit zukunftsgerichteter Planung; denn Planung befasst sich ohnehin auf einen Zeitabschnitt, der vor uns liegt – fragt sich allerdings, aus welcher Blickrichtung die Planung erfolgt!

«Prospektiv» ist der Gegensatz zu «retrospektiv»: Selbst wenn Lehren und Konstanten der Geschichte mit einbezogen werden, gilt es, sich prospektiv zu verhalten, statt weiterhin «rückwärtsmarschierend in die Zukunft zu steigen», wie es bereits in den dreissiger Jahren Paul Valéry ausdrückte. «Prospektive ist demzufolge eine *Haltung* und bedeutet, aus der Perspektive der wünschenswerten Zukunft unsere heutige Situation zu beurteilen; und das steht in deutlichem Gegensatz zur landläufigen Haltung, die darin gipfelt, die Zukunft aus der Anschauung unserer heutigen Situation bestimmen zu wollen» (J. de Bourbon-Bussy).

Dreissig Jahre Erfahrung mit prospektiven Gruppen im In- und Ausland lassen erkennen, dass die besten Vorschläge für Zukunftsplanung zu (fast) keiner Umsetzung führen, wenn nicht im vornherein der fundamentale Wandel stattgefunden hat.

Hier muss der Lernprozess beginnen, indem man sich einerseits fragt: «Wohin gelangen wir, wenn die Entwicklung so weitergeht und wir nichts unternehmen?» Und gleich darauf aber diese Sicht der Extrapolation völlig vergessen und uns fragen: «Welche Faktoren werden in erster Linie die künftige Entwicklung bestimmen, und demzufolge welche *Varianten von Zukünften* sind zu erwarten; welche davon sollten auf jeden Fall vermieden werden, auf welche sollten wir bewusst hinsteuern?» Erst durch solches Nachdenken schwindet allmählich der Widerstand gegen die Veränderung.

Dreissig Jahre Prospektivtraining in allen möglichen Organisationen im In- und Ausland haben aufgezeigt, dass ohne diesen Lernprozess eine Umkehr der Ent-

scheidungsträger zu echter prospektiver Haltung kaum zustande kommt.

Die Veränderungen im Milieu und in der Umwelt bewirken nämlich, dass alle unsere traditionellen Konzepte samt den Institutionen, die zum Bewahren und Überleben entwickelt wurden, *irrelevant* geworden sind. Mehr noch, wenn es uns nicht gelingt, zu entdecken, dass sie irrelevant sind, wird die überholte Begriffswelt selbst eine Bedrohung für unsere Überlebensmöglichkeiten (Neil Portmann, Ende der sechziger Jahre).

Gilt das nicht auch zum Teil im kirchlichen Bereich?

Robert Schnyder von Wartensee

Der Unternehmensberater Robert Schnyder von Wartensee begleitet auch kirchliche Gruppen bei angewandter prospektiver Arbeit

Berichte

Ethik – Vernunft – Rationalität

Vom 28. August bis 1. September 1996 trafen sich Philosophen/Philosophinnen und Theologen/Theologinnen aus Ost- und Westeuropa in Luzern zur Jahrestagung der «Societas Ethica». Alle beschäftigten sich in ihrer Arbeit – unterschiedlicher Ausprägung – mit Ethik oder mit dem Thema der Vernunft. Hauptreferenten waren die Professoren Z. Bauman aus Leeds (GB), H. Schnädelbach aus Berlin (D), R. Harré aus Oxford (GB), H. Reinders aus Amsterdam (NL) und Dr. H. U. Dallmann aus Frankfurt am Main (D). Arbeitsgruppen, in denen ergänzende Gesichtspunkte diskutiert wurden, vervollständigten das intensive Vortragsprogramm. Ein für die Kirche besonders interessanter Gesichtspunkt wurde von Prof. H. Ulrich aus Erlangen (D) eingebracht: «Rationalität und kirchliche Lebenspraxis».

Die Themen Ethik und Vernunft sind auch für die Kirche von Interesse. Das wurde während der Tagung in mehreren Aspekten deutlich. Unterstrichen wurde es ausserdem in einem eindrücklichen Votum von Bischof K. Koch anlässlich seines Besuches an einem Abend der Kongresstage: «Wo der Glaube die Vernunft sucht und in der Vernunft die Frömmigkeit des Denkens am Werke ist, da ist Teilhabe am Geist der Bibel.»

In all den Begegnungen, die die Tagung der «Societas Ethica» ermöglichte, wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern

klar, dass die Vernunft ein gemeinsamer Bezugspunkt ist. Die Vernunft ist das Werkzeug, mit dem die Ethikerinnen und Ethiker einen Weg aus der radikalen Unsicherheit unserer Zeit suchen und finden können. Können sie es?

Bei näherem Zusehen ist das gar nicht mehr so selbstverständlich. Ethische Theorien gleichen nicht selten einem prächtigen Tiefseefisch: Wird er an die Oberfläche gezogen, geht er an den veränderten Druckverhältnissen zugrunde. Ein Theoretiker, der nach unhintergehbaren Ausgangspunkten ethischer Argumentation taucht, mag an der farbigen Vielfalt seines Objektes Freude haben. Im konkreten politischen Alltag erweisen sich seine stimmig ausgeklügelten Begründungen leider oft als nutzlos. Wir alle sind uns in der grossen Mehrheit einig: Krieg, Umweltzerstörung, Rassenhass sind moralisch nicht zu rechtfertigen. Warum sind wir denn immer wieder umgeben von Genozid, Ausschreitungen gegen fremde Mitmenschen, Ausbeutung natürlicher Ressourcen? Offenbar herrscht eine nicht leicht zu überbrückende Kluft zwischen ethischer Theorie einerseits und gesellschaftlichem Alltag oder politischer Realität andererseits (Z. Bauman).

Wie dem Fischen in tiefen Gewässern ergeht es auch der Suche nach «moralischen Prinzipien» in der bergig-dünnen Luft geistiger Abstraktion. Muss ethisches Argumentieren auf universalen Prinzipien

■ «Societas Ethica»

Die Societas Ethica ist eine Gesellschaft zum Zweck des Austausches über Fragen der Ethik in Forschung und Lehre. Etwa 250 Theologinnen und Theologen sowie Philosophinnen und Philosophen gehören heute der Gesellschaft an, die 1964 unter anderem von Franz Böckle und Arthur Rich gegründet wurde. Seit 1964 finden ununterbrochen Jahrestagungen statt zu jeweils besonders brisanten Themen der Sozialethik oder zu wissenschaftstheoretischen Fragen. Ausserdem setzen sich Vorstand und Mitglieder ein für die Institutionalisierung des Faches Ethik an Universitäten, Fachhochschulen und höheren Ausbildungsstätten. Die Societas Ethica ist die einzige interdisziplinäre und interkonfessionelle Forschungsgesellschaft für Ethik in Europa.

beruhen oder ist gerade solche Prinzipienethik, die viele mit dem Namen des Philosophen Kant verbinden, überholt? Was auf alle Fälle Not tut, ist ein Zurückkommen auf den Boden konkreten menschlichen, gesellschaftlichen und weltlichen Lebens (H. Reinders). Dieses spielt sich weder in der Tiefsee noch in der Höhe von erstiegenen Berggipfeln ab, sondern vollzieht sich in einer Vielzahl von «Vernünftigkeiten». Deutlich wird dies insbesondere in der Systemtheorie von Niklas Luhmann (H. U. Dallmann). Gewiss: gerade im politisch-gesellschaftlichen Leben gibt es auch die Vielzahl von Unvernünftigkeiten. Aber Ausgangspunkt der Ethik können nur die Vernünftigkeiten sein. Deshalb ist heute in philosophischer und theologischer Ethik von «Rationalitäten» die Rede.

■ Vernünftigkeit in der Kirche

In der Welt und dem konkreten Leben gibt es überall und immer wieder Inseln gelingenden Zusammenlebens, Momente funktionierender Gerechtigkeit, Gemeinschaften mit hoffnungsvollen Ansätzen. Die Suche nach Rationalität fragt, weshalb da plötzlich oder in beschränktem Rahmen etwas glaubwürdig ist oder gelingen kann. In solch beschränktem Gelingen und Funktionieren, in der Hoffnung überzeugender Ansätze liegt Vernünftigkeit, Rationalität verborgen, die es zu erklären und zu beschreiben gilt. Vernunft zeigt sich in Lebensformen oder in Systemen

der Lebenswelt. So kann man beispielsweise suchen nach der «Rationalität kirchlicher Lebenspraxis» (H. Ulrich).

Kirche «geschieht» im Umkreis der biblischen Geschichten bzw. der biblischen Geschichte, die in der kirchlichen Tradition fortgeschrieben worden ist. Diese Geschichte prägt den Glauben und die Lebensform der Christen. Und die Vernünftigkeit in diesen Geschichten prägt die Rationalität der kirchlichen Lebensform. Nicht die Kirche als Institution ist hier gemeint. Denn in der Geschichte dieser Institution gibt es viele Unvernünftigkeiten: verschiedene Konfessionen, menschenverachtende missionarische Entgleisungen und anderes mehr. In der Kirche als Leib Christi aber (1 Kor 12), in der «communio sanctorum», ist Vernünftigkeit angelegt. Für eine christliche Ethik könnte es sich lohnen, diese Rationalität herauszuarbeiten.

Eine Beschreibung müsste ansetzen bei den Einzelerzählungen der Bibel, die alle Teil sind einer grossen Gesamterzählung von der Schöpfung über den sogenannten Sündenfall bis zur Erlösung. Wer diese Geschichte hört, wird geprägt von der darin enthaltenen Vernünftigkeit. Rationalität der kirchlichen Lebenspraxis ist dort zu finden, wo Menschen in Aufmerksamkeit auf das Leben, was ihnen von

Gott und seiner Gerechtigkeit widerfährt. Christliches Leben ist ein fortwährender Lernzusammenhang, der bezogen ist auf das «Andere zur Welt», das aber gerade in dieser Welt Versöhnung, Vergebung von Schuld, Gerechtigkeit und das «Sich-der-Not-des-Nächsten-Zuwenden» möglich macht.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Tagung beschäftigen sich damit, die in den verschiedenen Teilbereichen des modernen gesellschaftlichen Lebens erkennbaren Rationalitäten zu benennen, zu beschreiben und den Zusammenhang von Vernunft und Rationalität (H. Schnädelbach) zu diskutieren. Eine grosse Anfrage an diese Rationalitäten bleibt aber am Ende die: Wie kommen wir von derart beschränkt und lokal verstandenen Rationalität zu einem universalen Geltungsanspruch von Vernünftigkeit und Ethik (R. Harré)? In einer immer globaler werdenden Welt mit grenzüberschreitenden ökologischen und sozialen Problemen können wir auf eine Ethik mit universalen Geltungsanspruch doch kaum verzichten. Was sollen wir tun? Das ist seit alters die ethische Frage. Lässt sich vielleicht die Vernunft über eine Zusammenschau der unterschiedlichen Rationalitäten in Zukunft neu fassen?

Stefan Streiff

Hinweise

Frauen und Männer – Neue Wege in der Kirche

Die Frage des Auftrags und der Stellung der Frau in der Kirche wolle sie vorrangig behandeln, erklärte vor kurzem die Schweizer Bischofskonferenz. Diese Frage ist indes nicht der Kirchenleitung vorbehalten, auch das Kirchenvolk soll sich dazu äussern können. Eine Voraussetzung dazu sind Gespräche auf lokaler und regionaler Ebene. Um solche anzuregen, haben die Leitungen von neun katholischen Verbänden das Positionspapier «In der Kirche gleichberechtigt und partnerschaftlich leben und handeln» erarbeitet. Wie damit Veranstaltungen und Gespräche gestaltet werden könnten, zeigen sie mit der gleichzeitig veröffentlichten Arbeitshilfe «Frauen und Männer gehen neue Wege in der Kirche» auf.¹

Die in dieser Handreichung vertretenen Positionen sind das Ergebnis eines Reflexionsprozesses, den eine Kadertagung der Deutschschweizerischen Konferenz Katholischer Verbandsleiter und

-leiterinnen (DKKVL) ausgelöst hat. Im wesentlichen besagen diese Positionen: «Frauen und Männer befinden sich auf neuen Wegen in der Kirche, sie möchten dem Reich Gottes konkret dienen und sehen sich ermächtigt zu zielgerechtem Handeln. Denn für uns zeigt sich heute Gott neu; genauso wie wir vor neuen Herausforderungen stehen. Deswegen fragen

¹ Diese Handreichung kann zum Preis von Fr. 10.– (bitte eine Banknote zu Fr. 10.– und ein adressiertes und frankiertes Rückantwortkuvert C5 beilegen) bezogen werden bei: Schweizerischer Katholischer Frauenbund (SKF), Postfach 7854, 6000 Luzern 7, Telefon 041-210 49 36, Fax 041-210 55 47; Katholische Arbeitnehmer- und Arbeitnehmerinnenbewegung (KAB), Postfach 249, 8031 Zürich, Telefon 01-271 00 30; Schweizer Kolpingwerk (SKW), St.-Karli-Quai 12, 6000 Luzern 5, Telefon 041-410 91 39, Fax 041-419 47 11; Franziskanische Gemeinschaft, Herrengasse 25, 6430 Schwyz, Telefon 041-811 32 32.

wir zuerst nach unseren Aufgaben in der Kirche und dann nach den Ämtern: Die nötigen Strukturen dienen schliesslich dem Leben. Eigentlich sä(h)en wir es schon und darum gestalten wir die Zusammenarbeit zwischen Frauen und Männern neu.»

Damit ermuntern die in der DKKVL vernetzten katholischen Verbände, in der Kirche neue Wege zu erkunden und zu gestalten; so ermutigen sie das Kirchenvolk auch, das zu tun, was es im Sinne des Evangeliums für richtig und das heisst für lebensfördernd erkennt. *Mitgeteilt*

Die Beratungskompetenz verbessern

Offen sein, ohne zu verletzen. Empathisch sein, und sich doch abgrenzen können. Mut haben, schwierige Themen und Gefühle anzusprechen. Das sind alltägliche Situationen für Menschen, die andere professionell beraten.

Seelsorge ist eine ganzheitliche Form der Beratung. Oft werden Seelsorger und Seelsorgerinnen mit existentiellen Situationen konfrontiert. Um dafür offen zu bleiben, müssen sie eigene Ängste, Nöte und Hoffnungen erkennen und die Grenzen der Hilfesuchenden respektieren können.

Die Weiterbildung am Szondi-Institut hilft Vorurteile zu überwinden, sich der eigenen Haltung bewusst zu werden, ein

neues Selbstverständnis zu gewinnen und neue Wege im Umgang mit Menschen zu finden.

Für Seelsorger und Seelsorgerinnen interessant ist die 4semestrige berufsbegleitende Weiterbildung «Angewandte psychologische Beratung» – Der neue Kurs beginnt am 23. Oktober 1996. Kursort ist das Szondi-Institut in Zürich.

Neben einem fundierten psychologischen Wissen bietet der Kurs praktische Anwendungsmöglichkeiten und ausführende Gelegenheit zur Supervision.

Das Ausbildungsprogramm ist im Sekretariat des Szondi-Institutes erhältlich (Telefon 01-252 46 55, Krähbühlstrasse 30, 8044 Zürich). *Mitgeteilt*

tionen der Forscher bezeichnet er als solche.

Nicht miteinander in Einklang zu bringende Stellungnahmen des Paulus versucht er, aus der Situation der Aussage verständlich zu machen.

Ein wohlthuend «geerdetes» Paulus-Buch, das ich als Grundlagenwerk bezeichnen möchte für jeden, der versucht, Paulus-Texte zu «übersetzen». Übersetzt werden müssen die meisten Paulus-Texte ja, um vom Hörer heute verstanden werden zu können.

Der Paulus-Theologie-Band von Karl Kertelge² sammelt siebzehn Beiträge des Autors, die früher in wissenschaftlichen Zeit- und Festschriften erschienen sind. Der älteste stammt aus dem Jahr 1968, der jüngste aus dem Erscheinungsjahr des Bandes. Sie kreisen grossenteils um die zentralen paulinischen Themen: Rechtfertigung und Glaube – Gesetz, Freiheit und Liebe – sein Apostelamt und das Amt in der Kirche allgemein.

In sehr sorgfältiger Arbeit mit den Texten erhellt und präzisiert Kertelge das von Paulus Gesagte. Entstanden sind fast alle Beiträge im Ringen um Verständigung in der Kontroverse zwischen katholischer und reformatorischer Paulusinterpretation. Sie zeigen auch, dass und wie intensiv Paulus sein Apostelamt seinen (urchristlichen) Gegnern gegenüber reflektieren und verteidigen musste, und wie für ihn die Auferstehung Jesu, das Evangelium und sein Apostelamt *eines* ist: «Das Amt des Apostels versteht sich so als Repräsentation des auferstandenen Herrn im Geschehen des Evangeliums» (S. 44).

Barnabas Flammer

¹ Joachim Gnllka, Paulus von Tarsus – Apostel und Zeuge, Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplement Bd. 6, Herder Verlag, Freiburg i. Br. 1996, 332 S.

² Karl Kertelge, Grundthemen paulinischer Theologie, Herder Verlag, Freiburg i. Br. 1991, 244 S.

Neue Bücher

Paulus und sein Evangelium

Wer Paulus als Person, sein Wirken und seine Theologie verständlich zu machen versucht, tut wirklich ein gutes Werk. Im Vorwort seines Paulus-Buches erklärt Joachim Gnllka¹ seine Absicht, «das Leben, die ermittelbaren biographischen Einzelheiten, die historischen Spuren des Apostels einerseits und seine Botschaft und Theologie andererseits in ein korrespondierendes Verhältnis zueinander zu bringen». Dass und wie der Autor seiner Absicht die Treue hält, zeigt schon die Kapitelfolge: Paulus-Forschung – Jugend und Erziehung – der Verfolger und seine Berufung – das missionarische Wirken – die Entwicklung der Gemeinden – Paulus, der Theologe – Paulus, der Mensch – Gefangenschaft und Tod – zur Chronologie – nachpaulinische neutestamentliche Paulusbilder.

Gnllka hebt heraus, dass und wie Paulus von seiner Herkunft her ein Wanderer zwischen zwei Welten ist (Judentum und Hellenismus). Mit seinem ausgeprägten Interesse am Konkreten fragt er zum Beispiel, was der Grund gewesen sein

kann, dass Paulus am Apostelkonvent die Auflage einer Kollekte gemacht wurde (Gal 2,10). Er geht erhellend dem Verhältnis des Apostels zu seinen Mitarbeitern nach. Die Eigen-, Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Wesens und Wirkens des Apostels kommt in dieser Sicht deutlich in den Blick (so deutlich, dass Theologen von heute mit eigener Konzeption sich in guter Gesellschaft sehen dürfen). Es wird auch aufgezeigt, woher ihm im Urchristentum so massive Gegnerschaft erstand, dass er selbst in von ihm gegründeten Gemeinden nicht mehr wirken konnte.

Gnllkas Paulus-Darstellung gründet auf dem gegenwärtigen Stand der Paulus-Forschung, mit der er recht ausgewogen arbeitet. Dass er angesichts der weithin divergierenden Auskunft der Forschung und der delikaten Quellenlage (nur Paulus-Briefe und Apostelgeschichte) manche «wohl» und «vielleicht» einsetzen muss, ist verantwortbar nicht anders zu machen. Trotzdem wirkt das sich ergebende Bild vorstellbar und lebendig (vor allem die Darstellung der Missionsreisen). Spekula-

Amtlicher Teil

Alle Bistümer

■ Sonntag der Weltmission

An die Verantwortlichen der Pfarreien in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein.

Liebe Brüder und Schwestern

Als Missionsbeauftragter der Schweizer Bischofskonferenz habe ich die Ehre, mich kurz vor dem Sonntag der Weltmission an Euch zu wenden. Ich bin mir bewusst, wie wichtig der missionarische Auftrag, der wichtigste Aspekt im Leben jedes Getauften, ist und habe deshalb diese Aufgabe, die mir von meinen Mitbrüdern in der Bischofskonferenz anvertraut wurde, mit Interesse und Freude angenommen.

Wie Ihr wisst, steht der Auftrag von Missio mit diesem Aspekt des Lebens der ganzen Kirche in Zusammenhang. Das Ziel ist es, den Austausch zwischen den Ortskirchen der ganzen Welt auf allen Ebenen zu fördern. Für uns Christen der reichen Länder mag es vor allem darum gehen, unsere materiellen Mittel mit unseren benachteiligten Brüdern und Schwestern zu teilen. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, dass wir gegenüber unseren Brüdern und Schwestern in Christus überall auf der Welt auch zur Öffnung aufgefordert sind. Wir können uns öffnen, indem wir füreinander beten und unsere gegenseitigen Talente wahrnehmen, auf dass sie noch mehr Früchte tragen. Als «Solidaritätsfonds» und Ort des Austausches zwischen den Ortskirchen verdient Missio auch im Monat Oktober, der traditions-gemäss den Missionen gewidmet ist, unsere volle Unterstützung!

Ich danke Euch von Herzen für Euren Einsatz zugunsten der letztjährigen Kampagne und möchte Euch gleichzeitig bitten, Euch noch mehr anzustrengen, um unsere Gemeinschaften für den missionarischen Auftrag eines jeden Christen zu sensibilisieren. Es gibt keinen Glauben ohne die Verkündigung der Frohen Botschaft und das Zeugnis für das neue Leben, das sich daraus ergibt. In diesem Sinne sind die Materialien, die Euch von Missio überreicht wurden, eine echte Hilfe. Schliesslich bitte ich Euch, die gesamte Kollekte, die ich allen Gläubigen wärmstens empfehle, unverzüglich auf das Postcheckkonto von Missio zu überweisen.

Gott segne und behüte Euch.

+ *Giuseppe Torti*, Bischof von Lugano
Missionsbeauftragter der Schweizer
Bischofskonferenz
Lugano, Oktober 1996

Bistum Basel

■ Im Herrn verschieden

Dr. Eugen Ruckstuhl,
emeritierter Professor, Luzern

In Luzern starb am 7. Oktober 1996 der emeritierte Professor der Theologi-

schen Fakultät, Dr. Eugen Ruckstuhl. Er wurde am 4. Januar 1914 in Luzern geboren und am 29. Juni 1942 zum Priester geweiht. 1946 promovierte er als Doktor der Theologie in Freiburg und 1948 erwarb er das Lizentiat der Bibelwissenschaften am Bibelinstitut in Rom. 1950–1979 wirkte er als Professor für Neues Testament an der Theologischen Lehranstalt (Fakultät) in Luzern. Auch die Jahre des Ruhestandes seit 1980 verbrachte er in Luzern. Seine Grabstätte befindet sich im Priestergrab bei der Hofkirche in Luzern.

Bistum Sitten

■ Botschaft des Bischofs von Sitten

Fest der Kirchweihe, der Priesterjubilare und der Eröffnung der Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000

Am Kirchweihtag unserer Kathedrale, der Mutterkirche des Bistums, erinnern wir uns daran: wir alle gehören zur Gemeinschaft unserer Diözesankirche. Wir alle sind berufen, in dieser Gemeinschaft mitzuwirken und als lebendige Steine am Aufbau unserer christlichen Gemeinschaft mitzuarbeiten.

Wenn unser Bistum in gewissen Bereichen des Lebens «Missionsland» geworden ist, trotz der christlichen Kultur, die unser Land geprägt hat und die wir in Traditionen weiter pflegen, dann ist auch das ein Zeichen, durch das Christus uns aufrufen will, den Weg durch die letzten Jahre dieses Jahrhunderts ins dritte Jahrtausend in Freude, Zuversicht und Hoffnung zu gehen.

Dabei sind wir uns bewusst, dass wir immer der Umkehr und der neuen Ausrichtung auf Christi Wort und Weisung bedürfen. Wir sind miteinander auf einer Pilgerschaft, zu der uns der Papst einlädt.

Mit Salomon können wir auf diesem Weg immer wieder beten: «*Wende dich, Herr, mein Gott, dem Beten und Flehen deines Knechtes zu! (...) Halte deine Augen offen über diesem Tempel, über der Stätte, von der du gesagt hast, dass dein Name hier wohnen soll. (...) Achte auf das Flehen deines Volkes und deines Knechtes, wenn sie an dieser Stätte beten*» (1 Kön 8,27–30).

Diese Stätte, von der Salomo spricht, ist für uns die Kathedrale, und in Einheit mit ihr alle Kirchen in unseren Pfarreien. Denn dort feiern wir miteinander das Dank-, Opfer- und Bittgebet schlechthin, die heilige Eucharistie. Auch wenn «der Himmel und die Himmel der Himmel Gottes Grösse nie werden fassen können», so wollte Er doch in Seinem Sohne auf der

Erde wohnen, um uns in Seiner Kirche und in deren Sakramenten nahe zu sein.

An diesen Orten der Gnade dürfen wir, wie Jesus es sagt, Gott im «Geist und in der Wahrheit» anbeten.

Wir dürfen Gott im Geist anbeten, weil er uns seinen Geist in Taufe und Firmung geschenkt hat; weil sein Geist bei uns als seinem Volke bis ans Ende der Zeiten bleibt; weil dieser Geist die Kirche Gottes durchdringt, erleuchtet und führt.

Wir dürfen Gott in der Wahrheit anbeten, die Wahrheit zu Gott und Wahrheit zu uns selber ist. Gebet in der Wahrheit zu Gott bedeutet: beten in Treue zu unserem Schöpfer, zu unserem Erlöser, und zu unserem Begleiter, dem Heiligen Geist.

Es muss Gebet in der Wahrheit zu uns selber sein, das heisst: in unserer Treue zum Versprechen, das unsere Eltern in der Taufe für uns abgelegt, und das wir in der Firmung bestätigt haben. Die Heilszeichen der Umkehr und der Eucharistie sind jene Nahrung, die uns hilft, unser Leben in Einklang mit unseren Worten zu gestalten.

In dieser Treue werden wir lebendige Glieder, die jedes aus sich und für alle anderen das seine zum Aufbau einer Gemeinschaft beitragen, deren Mitte Christus, der Herr ist.

Wir erkennen diese lebendigen Glieder in allen Christen, die ein Leben lang treu bleiben. Bischöfe, Priester und Ordensleute, die ihre Person dem besonderen Dienst am Mitmenschen versprochen haben, und dieses Versprechen trotz ihrer Schwächen einlösen. Zeugen dafür sind unsere Priesterjubilare, die wir wie jedes Jahr auch heuer wieder feiern dürfen. Wir danken ihnen für ihre Treue.

Zur Gemeinschaft aus lebendigen Steinen gehören alle, die ihr Versprechen aus Taufe und Firmung ernst nehmen und danach leben; die sich darum bemühen, ihr Leben vom Glauben her zu gestalten; die durch ihr Sein und durch ihr Tun Zeugen der Liebe Gottes zu uns Menschen sind.

Unter ihnen gibt es viele, die sich in dieser Gemeinschaft besonders engagieren: in Seelsorgeräten, in kirchlichen Vereinen und Gruppen, in Gebetsgemeinschaften, als Mitarbeiter in der Seelsorge, in Werken der Nächstenliebe und der Solidarität. Zu ihnen gehören auch die Eltern und Erzieher, und die stillen Beter und die Christen, die in der Selbstverständlichkeit ihres Alltags ihr Leben in der Nachfolge Christi leben.

Eine Gemeinschaft, die so lebendig ist, sollte nicht fähig sein, den Weg in das dritte Jahrtausend ohne Angst in Freude und Hoffnung zu gehen?

Nur schlechte Menschen können so etwas glauben und verbreiten! Und leider

AMTLICHER TEIL / VERSTORBENE

gibt es sie. Und ihre Stimmen sind unüberhörbar geworden. Für sie sind die persönlichen Schwächen einzelner Menschen und die grossen Herausforderungen unserer Zeit Anlass, diese Haltung der pessimistischen Resignation zu schüren. Für sie ist es klar: Gott kann angesichts unserer Welt sein Schöpfungswerk nicht mehr für vollendet erklären, wie uns das im Buch Genesis beschrieben wird mit den Worten: «Er sah, dass alles gut war» (vgl. Gen 1).

Wir wollen unsere Augen nicht davor verschliessen, dass es beim Einzelnen wie bei der Menschheitsfamilie Schwächen und Fehler gegeben hat und auch heute noch gibt. Das ist auch nicht anders möglich, denn Gott hat den Menschen als freies Wesen erschaffen. Gott musste den Menschen, wollte er ihn als «sein Bild und Gleichnis» schaffen, mit Freiheit ausstatten: mit der Freiheit der Kinder Gottes, ohne die Gutes nicht gewirkt, Böses jedoch nicht immer verhindert werden kann.

Nur von Menschen, die in dieser Freiheit Gottes geschaffen und im Opfer Christi erlöst wurden, konnte Paulus schreiben: «Ihr seid ein auserwähltes Volk, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das Gottes besonderes Eigentum wurde» (1 Petr 2,9).

Diesen unendlichen Wert des Menschen in den Augen Gottes, und seine damit zusammenhängende Fähigkeit, Gutes zu wirken, gibt auch unserer diözesanen Ortskirche und ihren Gläubigen die Kraft, sich mit Zuversicht und Freude auf das Jahr 2000 vorzubereiten. Sie ist lebendig und glaubend genug, in ihren Gebeten und Opfern auch jene mitzutragen und zu begleiten, die ihrem christlichen Versprechen die Treue nicht halten konnten.

Auf die Fürsprache der Muttergottes Maria, und aller heiligen und seligen Märtyrer, Bekenner, Hirten, Männer und Frauen unseres Bistums, schenke uns Christus die Kraft, seinen Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten, um mit Ihm immer neu aus den Schattenseiten unseres irdischen Lebens in das wunderbare Licht Seiner Gnade treten zu können.

Das ist unser «Pilgerweg 2000», den wir heute beginnen. Es ist der Weg der Hoffnung, die alle Angst überwindet. Diesen Weg wollen wir in den nächsten Monaten vorbereiten, um ihn als «heilige Priesterschaft» durch die Jahre mit Christus, dem Geist und dem Vater gehen zu können.

Gott segne unsere Pfarreien, unser Bistum und unser Land, und alle Menschen, die hier wohnen.

Sitten, den 25. September 1996

+ Norbert Brunner, Bischof von Sitten

■ Ernennung

Diesen Herbst hat Pfarrer *Bernard Dubuis* die Pfarrei St-Léonard verlassen, um die Pfarreien Collombey und Muraz im Unterwallis zu übernehmen. Mit seinem Wegzug hat das Dekanat Sitten seinen Dekan verloren.

Nach einer Umfrage bei den Priestern, Lientheologen, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten im Dekanat hat Bischof Norbert Brunner den Pfarrer der Pfarrei St-Guérin, *Hervé Clavier*, zum neuen Dekan von Sitten ernannt. Wir wünschen ihm alles Gute für seine neue Aufgabe und danken ihm, dass er das Amt neben seinen vielen anderen Aufgaben angenommen hat.

Verstorbene

Walter Lussi, Pfarrer, Affoltern a. A.

Walter Lussi stammt vom Krummenacher im Stanser Oberdorf. Dort wird er am 11. Februar 1905 als Sohn der Eltern Agnes und Josef Lussi-Bircher geboren; am gleichen Tag wird er in der Stanser Pfarrkirche getauft. «Ich hatte sehr arbeitsame und religiöse Eltern», sagt er über sie. Früh verspürte er in sich den Wunsch, Priester zu werden. Darum war er von Herzen dankbar, dass ihn die Eltern, seine Schwester Marie und sein Bruder Josef grosszügig studieren liessen, und dies, wie er betont, «obwohl es daheim im noch maschinenlosen Krummenacher viel Arbeit gab». Offensichtlich mit Freude besuchte er das Kollegium St. Fidelis in Stans. Er gewann dort Freunde, auch in der Studentenverbindung Struthonia. Trotz ernsthafter Erkrankung – er litt mit 20 Jahren an Brustfellentzündung – konnte er im Churer Priesterseminar das Studium aufnehmen. «Die vier Seminarjahre waren meine ruhigsten und sehr zufriedenen Jahre», schreibt Walter Lussi in einem Rückblick. Bereits mit 23 Jahren, nach dem dritten Studienjahr, wurde Walter Lussi am Peter- und Paulstag 1928 durch Bischof Georgius Grüneck in der Seminarkirche St. Luzi zum Priester geweiht. Am Sonntag, dem 8. Juli 1928 durfte er in Stans Primiz feiern.

Im Jahr 1929 trat Walter Lussi seine erste Seelsorgestelle an. Er wurde Vikar in Altstetten, das erst vier Jahre später durch Zürich eingemeindet wurde. Der dortigen Heilig-Kreuz-Pfarrei diente er während zwölf Jahren. Heute sind auf dem gleichen Gebiet fünf Pfarreien zu finden. Vor allem in den damaligen Aussenstationen Albisrieden und Birmensdorf wurde Vikar Lussi eingesetzt. In seiner Rückschau schreibt Walter Lussi: «Das Gebiet war damals religiös und politisch stark links gerichtet. Da aber lernte ich als ziemlich unerfahrener Nidwaldner seelsorglich viel arbeiten.» Er lernte auch, mit riesigen Kinderscharen Religionsunterricht zu halten; er spricht von einer Klasse mit 80 Schülern. Sein Andenken bleibt

aber in Altstetten besonders erhalten wegen seines Einsatzes für die dortigen Pfadfinder. Er half damals mit, in der Pfarrei eine eigene Pfadi zu gründen, begleitete diese mit Begeisterung und war darauf für die ganze Stadt Zürich Präses des katholischen Pfadfinderkorps St. Georg. «Mit der Jugend hatte ich ganz grosse seelsorgliche Freuden», schreibt er. Die zehn Pfadfinderlager, die er begleiten durfte, seien fruchtbarste Zeiten gewesen, hält Walter Lussi fest.

1941 kam Walter Lussi als erster Pfarrer in die neugegründete Pfarrei St. Burkard in Mettmenstetten im zürcherischen Knonauer Amt. 30 Jahre fruchtbarste Seelsorgearbeit sollten in dieser Gemeinde folgen. Zur Pfarrei gehörten drei verschiedene politische Gemeinden. Deshalb war Pfarrer Lussi viel unterwegs: bis er 50 Jahre alt war mit seinem Velo, nachher auch mit dem Auto. Die Menschen schätzten sein offenes, herzliches Wesen, seine Tiefe, und schenkten ihm daher Vertrauen. Offenkundig galt das auch für die reformierten Mitchristen, die ja die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung darstellten. Einer der reformierten Amtsbrüder nennt Walter Lussi bei dessen Abschied von Mettmenstetten «einen Ökumeniker, lange bevor das Wort Ökumene in aller Leute Mund war». Es wundert nicht, dass der «Bauernbub» Walter Lussi mit den Bauernfamilien seiner Pfarrei besonders verbunden war. Über zwei Drittel seiner Zeit als Pfarrer von Mettmenstetten waren aber von stetigen materiellen Sorgen überschattet: Er hatte sehr viel zu betteln, damit die arme Pfarrei materiell überhaupt bestehen konnte. Oft musste er sich fragen, ob er denn, wie er sich ausdrückt, «um des lieben Geldes willen» Priester geworden sei. Walter Lussi war überaus dankbar, als dies von 1963 an mit der staatlichen Anerkennung der katholischen Kirche im Kanton Zürich anders wurde. Nun durfte er 1968 die Einweihung des Kirchenneubaus auf dem kleinen Hügel ausserhalb von Mettmenstetten erleben.

Anfangs 1972 musste Walter Lussi von seiner Aufgabe als Pfarrer von Mettmenstetten zurücktreten. Der Siebenundsechzigjährige hatte ein halbes Jahr zuvor einen Hirnschlag erlitten, der ihn nun zwang, sich aus der aktiven Seelsorge zurückzuziehen. Er beschreibt diesen letzten grossen Abschnitt seines Lebens wie folgt: «Seit dem 28. August 1971 bin ich an meiner dritten Stelle: im Zustand des Krankseins nämlich, und ich hoffe, dass mein Gebet und mein Opfern Gott zur Ehre, Euch allen und meinem Pfarrevolk zum Nutzen und zum Segen gereiche.»

Walter Lussi harnte an dieser dritten und wohl schwierigsten Stelle mehr als weitere 23 Jahre lang aus. Zunächst während recht langer Zeit noch in seiner Privatwohnung in Mettmenstetten, immer noch treu umorgt von seiner Haushälterin Maria Rünzi, die ihm seit dem Jahr 1941 in Mettmenstetten zur Seite gestanden war. Er widmet ihr in seinem Lebensrückblick herzliche, dankbare Worte. In den späteren Jahren siedelte er in den benachbarten Bezirkshauptort Affoltern am Albis ins Alters- und Pflegeheim Sonnenberg über. Auch dort wurde ihm liebevolle Pflege zuteil, für die er stets dankbar war. Pfarrer Hans Ziegler von Mettmenstetten begleitete ihn in diesen letzten

Jahren mitbrüderlich als Seelsorger und Freund.

Es tat Walter Lussi weh, nicht mehr als Priester tätig sein zu können. Aber sein Beten als kranker Mensch war tief und vorbildlich; es war im besten Sinn priesterlich. Mit wachem Interesse verfolgte er das Geschehen in Kirche und Welt und nahm spürbar innerlich Anteil. Besonders am Herzen blieben ihm natürlich seine Mettmensettener. Wenn man ihn darauf ansprach, wurde auch die Erinnerung an sein seelsorgliches Wirken wieder wach. Er blieb dafür von Herzen dankbar. Da er nun auf seinen 90. Geburtstag zugeht, nahmen seine Kräfte mehr und mehr ab, und er wünschte immer wieder, doch sterben zu dürfen. Am Donnerstag, dem 10. November 1994 hat er seine lautere Seele seinem Schöpfer und Herrn zurückgegeben.

Martin Kopp

Martin Schwarb, Chorherr, Beromünster

Am 6. März 1995 starb im Chorherrenstift St. Michael der Kapitellsenior Chorherr Martin Schwarb. Volle 60 Jahre hatte er dem Stift und der Seelsorge gedient: ein Rekord, wie er wohl in der tausendjährigen Geschichte dieser Kulturstätte kaum je erreicht worden ist.

Martin Schwarb wurde am 29. August 1905 als ältester Sohn einer Kleinbauernfamilie in Eiken/Fricktal geboren; zeit lebens mussten seine Eltern noch einem Zweitberuf nachgehen – zeitweise sogar im nahen badischen Säckingen. Nach absolvierter Bezirksschule in Frick wechselte der begabte Schüler Martin ins Kollegium der Benediktiner von Sarnen und holte sich dann im Kollegium Maria-Hilf 1927 die Matura. Bereits am Gymnasium pflegte der Student eifrig die Musik. Er trat dann ins Priesterseminar Luzern ein und schrieb sich nach zwei Semestern für 2 Jahre an der Universität Freiburg i. Br. ein. Zurück nach Luzern bereitete er sich im vierten Theologiekurs auf seinen Beruf vor. Vor dem Weihenkurs in Solothurn schob er ein Jahr der kirchenmusikalischen Ausbildung am Gregoriushaus in Aachen ein; dies zu einer düsteren Zeit, wo sich der Nationalsozialismus ausbreitete und nach der Vormacht strebte. Martin Schwarb fand hier vortreffliche Musiklehrer; er sang auch im bekannten Domchor mit.

1933 wurde er von Bischof Josephus Ambühl zum Priester geweiht. In Eiken feierte er Primiz und erhielt als Vikar von Leuggern seinen ersten Posten. Schon nach einem Jahr berief ihn der Bischof auf den verwaisten Posten eines Chorregenten, Organisten und Chordirektors ans Stift Beromünster. Hier erwartete ihn ein gestrenges Pensum im Konvent der Chorherren, am Orgeltisch und am Dirigentenpult. Darüber hinaus blieb er vorab Priester und Seelsorger. Über 50 Jahre betreute er als Präses den Gesellenverein und half dessen Wohnbaugenossenschaft gründen. Man traf ihn im Beichtstuhl, auf Aushilfen in den umliegenden Pfarreien sowie gelegentlich auf der Kanzel. Er erteilte Religions- und Musikunterricht am Progymnasium. Ungezählte Pennäler fanden in seinem Pfrundhaus Unterkunft und Betreuung. In seiner Aufgabe als Kirchenmusiker

ging er voll auf. Er gründete eine Choralschola von Gymnasiasten und Fleckenbuben; den Stiftschor brachte er auf eine hohe Leistungsstufe in der alt-klassischen Polyphonie – ganz auf den barocken Kirchenraum ausgerichtet.

Bis ins hohe Alter hielt er in allen Verpflichtungen mustergültig aus. Erst als ihm das Augenlicht Probleme schuf, legte er den Taktstock nieder und klappte den Tastendeckel zu. Aber im Chorgebet war er bis wenige Tage vor seinem Tod noch anzutreffen. Ein vorbildlicher Priester, Seelsorger und Kirchenmusiker ging mit Chorherr Martin Schwarb in die verdiente, ewige Ruhe ein.

Heinrich Suter

Neue Bücher

Atlas der Weltreligionen

Nicht nur Kartenwerke, sondern auch didaktisch durchdachte und gut gestaltete grossformatige Bücher zu umfassenden Themen heissen heute Atlasse. Zu dieser Kategorie gehört auch der «Atlas der Weltreligionen»¹. Mit jeweils einem laufenden Text, Textfenstern, Karten und Bildern werden von verschiedenen Sachverständigen zehn Weltreligionen vorgestellt: Judentum, Christentum, Islam, Zoroastrismus, Hinduismus, Dschainismus, Buddhismus, Sikhismus, Chinas religiöse Tradition und Schintoismus. Der Herausgeber selber, Religionswissenschaftler am King's College der University of London und Islamspezialist, steuerte zudem das einleitende Kapitel zu «Religion in der Welt von heute» bei. Zehn Religionen in einem handlichen Band, ein solches Unterfangen lässt natürlich Wünsche offen; auf dem Buchmarkt gibt es indes zurzeit nichts Vergleichbares. Der vorliegende Atlas bietet insgesamt ein buntes Mosaik der Welt der Religionen und ist zugleich ein informativer Bild- und Textband.

Informativer dürften indes manches Bild und teilweise auch Bildlegenden sein; S. 83 zeigt ein Bild Johannes Paul II. bei der Handauflegung während einer Priesterweihe, die Bildlegende besagt, der Papst segne «eines seiner Schäfchen in Nigeria» (und ohne weitere Orts- noch Zeitangabe). Eigentlich schwach ist der – nicht gezeichnete – Anhang «Kleinere Glaubensgemeinschaften»; dieser will «Abhandlungen zu einigen der bedeutenderen Bewegungen, Sekten und Philosophien, die sich aus Hauptreligionen entwickelt oder neben ihnen bestanden haben bzw. aus Anregungen und Lehren charismatischer Persönlichkeiten hervorgegangen sind» (S. 202). Da stehen nun – beispielsweise – im Bereich des Christentums kunterbunt eine alte Kirche neben jungen (afrikanischen) Kirchen, Gemeinschaften der Radikalen Reformation neben Sondergruppen, eine evangelikal ausgerichtete neben einer eher charismatischen neueren Bewegung – und spärliche Hilfen, die einzelne «Gemeinschaft» geschichtlich oder glaubensmässig einzuordnen, derweil es im Haupttext Orte gäbe, wo diese zusätzlichen Informationen etwa in zusätzlichen Textfenstern gut hätten untergebracht werden können, die «Koptische Kirche» (S. 203) zum Bei-

spiel im Zusammenhang des Konzils von Chalkedon (S. 53). Schade, dass hier die Möglichkeit des Atlas nicht genutzt wurde.

Rolf Weibel

¹ Atlas der Weltreligionen. Entstehung – Entwicklung – Glaubensinhalte. Herausgegeben von Peter B. Clarke, Übersetzt von Leo Strohm, Frederking & Thaler Verlag, München ²1995, 230 Seiten, 218 Farb- und s/w-Fotos, Karten und Illustrationen.

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

P. Barnabas Flammer OFMCap, Postfach 643, 4502 Solothurn

Dr. Martin Kopp, Pfarrer und Dekan, Etzelstrasse 3, 8820 Wädenswil

P. Walter Ludin OFMCap, Postfach 129, 6000 Luzern 10

Claudia Mennen, Klosterstrasse 12, 5430 Wetztingen

Robert Schnyder von Wartensee, rue Louis-de-Savoie 56, 1110 Morges

Dr. Karl Schuler, Gersauerstrasse 16, 6440 Brunnen

Stefan Streiff, Zeughausstrasse 45, 8004 Zürich

Heinrich Suter, alt Rektor, Am Sandhügel, 6215 Beromünster

Schweizerische Kirchenzeitung

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel, Dr. theol.

Maihofstrasse 74, 6006 Luzern

Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern

Telefon 041-429 53 27, Telefax 041-429 53 21

Mitredaktoren

Adrian Loretan, lic. theol., Dr. iur. can., Professor Sälihalde 23, 6005 Luzern

Telefon 041-240 65 33

Urban Fink, lic. phil., Dr. theol. des.

Postfach 7231, 8023 Zürich

Telefon 01-262 55 07

Heinz Angehrn, Pfarrer

Kirchweg 3, 9030 Abtwil

Telefon 071-311 17 11

Verlag, Administration, Insetrate

Raeber Druck AG, Maihofstrasse 74

Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern

Telefon 041-429 53 86, Telefax 041-429 53 21,

Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 115.– zuzüglich MWST,

Ausland Fr. 115.– zuzüglich MWST und

Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost);

Studentenabonnement Schweiz: Fr. 76.–

zuzüglich MWST;

Einzelnummer: Fr. 3.– zuzüglich MWST und

Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)


**Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn**

Telefon Geschäft und Privat
055 - 283 24 32


**Römisch-katholische
Kirchgemeinde St. Mauritius,
Ruswil**

Wir sind ein junges Seelsorgeteam, bestehend aus Pfarreisekretärin, Pastoralassistent und Pfarrer.

Wir wollen zu neuem Leben aufbrechen und arbeiten gegenwärtig an einer prozessorientierten «Pfarrreierneuerung».

Zur Ergänzung unseres Teams suchen wir deshalb auf Schuljahresbeginn 1997/98 oder nach Vereinbarung einen/eine



Katecheten/Katechetin

im Vollamt.

Aufgabenbereich:

- kreative Mitarbeit im Seelsorgeteam
- Begleitung von Jugendgruppen/Jugendseelsorge
- Religionsunterricht auf Mittel- und Oberstufe
- weitere Einsatzmöglichkeiten nach Fähigkeiten und Begabungen

Nähere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Pfarrer Thomas Meli, Schwerzistrasse 8, 6017 Ruswil, Telefon 041-495 11 51.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an Frau Beatrice Buchmann, Kirchenratspräsidentin, Schwerzistrasse 4, 6017 Ruswil



Partner der Kirchen

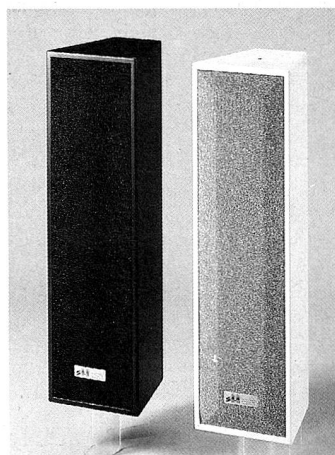
Der neue Steffens-Schallstrahler für Sprache und Musik ist da.

Steffens Technologie bringt Schwung in Ihren Gemeinde- oder Pfarrsaal.

Der neue Steffens-Schallstrahler für Sprache und Musik ist eine Klasse für sich: Hoher Schalldruck bei Musik und große Brillanz bei Sprache. Verbessern Sie Ihre Anlage nur durch Auswechseln der Lautsprecher.

Testen Sie kostenlos und unverbindlich in Ihrem Saal unsere neuen Geräte.

Senden Sie uns den Coupon oder rufen Sie an.



Elegante
Trapezform
H: 700
B: 200/150
T: 200
in weiß
und schwarz



Bitte beraten Sie uns kostenlos

Wir möchten Ihre Neuentwicklungen ausprobieren

Wir planen den Neubau/Verbesserung einer Anlage

Wir suchen eine kleine, tragbare Anlage



Name/Stempel _____

Straße _____

Ort _____

Telefon _____

Telecode AG, Industriestrasse 1b

CH-6300 Zug · Telefon 041/710 12 51 · Fax 041/710 12 65



- Individuelle Neubauten und Rekonstruktionen
- Restaurationen, Revisionen und Servicearbeiten

Telefon
Geschäft 081-257 1777
Fax 081-257 1771
Richard Freytag
CH-7012 FELSBERG GR

Orgelbau

FELSBERG AG



LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14



radio
vatican

täglich:
6.20 bis 6.40 Uhr
20.20 bis 20.40 Uhr
HW: 1530 kHz
KW: 6245/7250/9645 kHz

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-420 44 00

Wegen Platzmangel zu verkaufen: gut-erhaltene

alte Sitzbank

in Nussbaum. Geeignet für Sakralraum oder Eingangshalle usw.
Masse: Länge 160 cm, Breite oder Tiefe 63 cm, Höhe 101 cm.
Richtpreis: ab Fr. 2570.- min.
Telefon 041-980 34 14 (ab 18.30 Uhr)

84

Herrn Th. Pfammatter
Buchhandlung

6060 Sarnen

AZA 6002 LUZERN

0007531

42/17. 10. 96

Seit 1855
Ihr Vertrauenslieferant
für

Altarkerzen
Bienenwachs 100%
Bienenwachs 55%
Bienenwachs 10%
Osterkerzen
Taufkerzen handverziert
Opferkerzen
Opferlichte
Weihrauch
Kohlen
Ewiglichte

Seit über 100 Jahren
beliefern wir Klöster,
Abtei- und Pfarrkirchen
in der ganzen Schweiz

Rudolf Müller AG
Telefon 071-755 15 24
Telefax 071-755 69 43
9450 Altstätten SG

Katholische Pfarrei
St. Felix und Regula Thalwil

Wir suchen Jugendarbeiter/-in und Katecheten/-in (50- bis 60%-Stelle)

Wenn Sie Freude haben, selbständig mit Jugendlichen zu arbeiten, unter anderem als Präses der Jungwacht,

wenn Sie Jugendarbeit als wichtigen Teil der Pfarreiseelsorge verstehen und an einer Vernetzung mit anderen Pfarreigruppen interessiert sind,

wenn Sie bereit sind, gemeinsam mit dem Seelsorgeteam weitere Mitverantwortung nach Ihren eigenen Neigungen in der Pfarrei zu übernehmen, zum Beispiel im Oberstufen-Religionsunterricht und in der Firmvorbereitung mit 17jährigen Jugendlichen,

dann schreiben Sie uns so rasch als möglich.

Wir sind eine lebendige Pfarrei mit einem Pfarrprovisor, einem Pfarreibeauftragten sowie fünf Katechetinnen.

Für Auskünfte steht Ihnen der Pfarreibeauftragte, Arthur Salcher, zur Verfügung, Telefon 01-720 06 05. Die Bewerbung senden Sie an den Personalvorstand der Römisch-katholischen Kirchgemeinde Thalwil-Rüschlikon, Adolf Seiferle, Säumerstrasse 67, 8803 Rüschlikon

Die Katholische Kirchgemeinde Opfikon-Glattbrugg sucht für ein 50-75%-Pensum

Mitarbeiter/Mitarbeiterin für Jugendarbeit und Katechese

Schwerpunkte

Ihr Arbeitsgebiet umfasst 4 Stunden Religionsunterricht auf der Oberstufe (ökumenischer Religionsunterricht im Teamteaching mit einem/einer reformierten Partner/-in), Projektstage, Spielnachmittage, Aufbau einer nachschulischen Jugendgruppe, Mitarbeit im Firmprojekt für 17jährige. – Die Zusammenarbeit mit dem reformierten Jugendarbeiter ist erwünscht.

Voraussetzungen

Ausbildung in Jugendarbeit oder in einem kirchlichen oder pädagogischen Beruf, Interesse an Glaube, Kirche, Pfarrei; Bereitschaft zur Zusammenarbeit in einem Team.

Anstellung

Besoldung gemäss Besoldungsverordnung der kath. Körperschaft des Kantons Zürich; Möglichkeit berufsbegleitender Ausbildung.

Fragen beantwortet Ihnen Pfarrer Arnold Huber, Telefon 01-810 75 70. Bewerbungen richten Sie an Josef Gander, Riethofstrasse 8, 8152 Glattbrugg